kita

DAS MAGAZIN DER
DEUTSCH-INDONESISCHEN
GESELLSCHAFT

1/97

SULAWESI



Inhalt

SULAWESI

2 Editorial
A.R. Wallace 4 Naturgeschichte von Celebes
10 Angkaro und Tunturana (Märchen aus Nord-Sulawesi)
Petra Martin 12 Tradition und Wandel im Hochzeitsbrauchtum der Talaud-Insulaner
Husni Djamaluddin 24 *Sebuah danau di Toraja* - Ein See in Toraja (Gedicht)
Hans Budzyn 26 Das Totenritual der Toraja
42 Lieder aus Sulawesi (Traditionelle Poesie)
Rüdiger Siebert 44 *Prahu* unter Monsunwinden
Christoph Antweiler 48 Ujung Pandang - multikulturelles Stadtleben an der Peripherie Indonesiens
Mahrus Andis 56 *Antara Bijawang dan Gantarang* - Zwischen Bijawang und Gantarang (Gedicht)
Maria Blechmann-Antweiler 57 Besuch einer Hochzeit in Ujung Pandang
64 Porträt: H.B. Jassin

REPORTAGEN

Hendra Pasuhuk 70 Allgemeine Wahlen und das Politische System in Indonesien
Karl Mertes 79 Indische Winternacht

RUBRIKEN

Buchbesprechung 81 „Kunci Budaya“ *von Thomas Brandt*
85 „Nelkenduft in Wolkenkratzern“ *hrsg. Von Berthold Damshäuser und Ulrike Muntenbeck-Tullney*
Infos 87
Terminkalender 94
Indonesisch für uns 96
96 Impressum



Liebe Leserinnen und Leser,

in vielen Kulturen der Welt gilt die Zahl Sieben als Glückszahl; dies gilt für Deutschland ebenso wie für viele Regionalkulturen Indonesiens. Wir nehmen dies als gutes Zeichen für den Auftakt des nunmehr 7. Jahrgangs unserer Zeitschrift, die wir Ihnen hier in neuer Aufmachung präsentieren. Dank stetig wachsender Leserzahl und Auflage konnten wir im vergangenen Jahr der Grafikerin Anja Knust den Auftrag geben, ein neues Erscheinungsbild für KITA zu entwerfen. Zu hausbacken erschien uns unterdessen das Cover der Zeitschrift, von unterschiedlichen Seiten waren Ausdrücke wie „Vereinsblatt" und „Schülerzeitung" gefallen. Dies schien uns nicht mehr angemessen für ein Magazin, das auch im 7. Jahr seines Erscheinens noch immer das einzige Periodikum zur Beziehung der beiden Länder Deutschland und Indonesien ist. Insbesondere wünschten wir uns einen neuen Schriftzug für den Titel. Nach vergeblicher Suche in vorhandenen Schriftfonts griff die Grafikerin selbst zu Pinsel und Farbe; inspirieren ließ sie sich von der besonderen Linienführung, die bei der Batik-Herstellung durch das Auftragen von Wachs mittels des *canting* genannten Kupfergefäßes mit Tülle und Holzgriff entsteht: ein etwas dickerer Tropfen kennzeichnet den Anfang einer Linie, die dünner werdend ausläuft. Wir hoffen, daß das neue Design bei unserer Leserschaft Anklang findet!

Natürlich ist es recht und billig (im wahrsten Sinne des Wortes!) für eine Zeitschrift, die keine Autorenhonorare zahlen kann, auf vorhandenes Material zurückzugreifen; im Falle des vorliegenden KITA-Heftes fiel dies besonders leicht, denn wir hatten bewußt als Hauptthema das Motto des letzten Indonesientages in der „Alten Feuerwache" in Köln aufgegriffen: nach Java, Bali und Sumatra hatte die DIG Köln im vergangenen Dezember der Insel Sulawesi diesen Tag gewidmet. Die dort vorgetragenen Berichte von Maria Blechmann-Antweiler, Christoph Antweiler, Rüdiger Siebert und Hans Budzyn konnten wir in überarbeiteter Form als Artikel übernehmen.

Für die beiden nächsten Ausgaben dieses Jahres sind als Hauptthemen „Architektur in Indonesien" und „Kalimantan" geplant; wie immer freuen wir uns über jeden Artikelvorschlag und jeden Beitrag aus den Reihen unserer Leser!

Ihre KITA-Redaktion

Eenige Makassaarsche kêloñg's.

1.

2.

3.

4.

5.

6.

7.

8.

9.

10.

11.

12.

13.

14.

15.

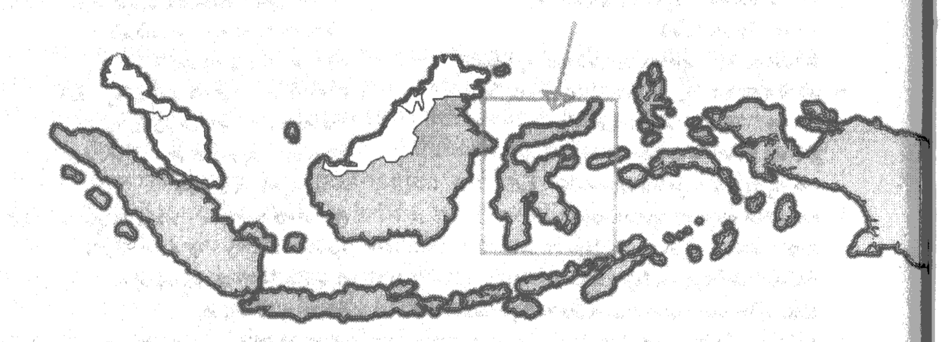
16.

17.

Aus B.F. Matthes, 1883, Eenige Proeven van Boegineesche en Makassarsche Poëzie.

A. R. Wallace*

Naturgeschichte von Celebes



Die Insel Celebes liegt im Zentrum des Archipels. Unmittelbar nach Norden sind die Philippinen; im Westen Borneo; im Osten die Molukken; im Süden die Timor-Gruppe; und sie ist von allen Seiten mit diesen Inseln durch ihre eigenen Satelliten, durch kleine Eilande und Korallenriffe, so eng verbunden, daß man weder durch Betrachtung der Karte, noch durch tätige Beobachtung an der Küste imstande ist, genau zu bestimmen, welche mit ihr, oder welche mit den umliegenden Distrikten zusammen gruppiert werden müssen. Bei dieser Sachlage ließe sich natürlich erwarten, daß die Produkte dieser Zentralinsel bis zu einem gewissen Grade den Reichtum und die Mannigfaltigkeit des ganzen Archipels darbieten würden, während wir nicht viel individuelle Züge in einem Lande vermuten werden, welches so gelegen ist, daß es vorwiegend dazu geeignet scheint, Einwanderung von allen Seiten rund herum aufzunehmen.

Aber wie es so oft in der Natur der Fall ist, der Tatbestand erweist sich als das gerade Gegenteil von dem, was man erwarten sollte; und eine Betrachtung der Tierwelt von Celebes zeigt, daß es sowohl die ärmste Insel ist in betreff der Anzahl ihrer Arten, als auch die isolierteste unter allen großen Inseln des Archipels in betreff des Charakters ihrer Produkte. Mit den dazugehörigen Inselchen breitet sie sich über eine Meeresfläche aus, die an Länge und Breite kaum der von Borneo eingenommenen nachsteht, und ihr tatsächliches Landareal ist beinahe das doppelte von dem von Java; und doch beläuft sich die Zahl der dort gefundenen Säugetiere und Landvögel kaum auf mehr als die Hälfte der Arten der letztgenannten Insel. Die Lage von Celebes ist eine solche, daß sie mit größerer Leichtigkeit Einwanderung von allen Seiten erhalten könnte als Java, und doch scheinen von den sie bewohnenden Arten im Verhältnis viel weniger von den anderen Inseln hergekommen, als ihr selbst durchaus eigentümlich zu sein; eine beträchtliche Anzahl ihrer Tierformen ist deshalb so bemerkenswert, weil man keine nahen Verwandten in irgendeinem anderen Teile der Erde findet. Ich will nun die bestbekannten Gruppen celebensischer Tiere etwas im Detail vorführen, um ihre Beziehungen zu denen anderer Inseln klarzulegen und die Aufmerksamkeit auf viele interessante Punkte, welche sie darbieten, zu lenken.

Wir wissen viel mehr von den celebensischen Vögeln als von irgendeiner anderen Tiergruppe. Nicht weniger als 191 Arten sind entdeckt worden. (...) Die Anzahl der Landvögel auf der Insel ist 128, und von diesen können wir, wie vorher, eine kleine Anzahl von Arten streichen, welche über den ganzen Archipel (oft von Indien bis in den Stillen Ozean) verbreitet sind und welche daher nur dazu dienen, die Eigentümlichkeiten der einzelnen Inseln zu verwischen. Diese sind 20 an Zahl, und es bleiben also 108 Arten, welche wir als mehr charakteristisch für die Insel betrachten können. Wenn wir nun diese genau mit den Vögeln aller umliegender Länder vergleichen, so finden wir, daß nur neun sich über die Inseln nach Westen ausdehnen und neunzehn über die Inseln nach Osten, während nicht weniger als 80 lediglich der celebensischen Fauna angehören - ein Grad von Individualität, welcher, im Hinblick auf die Lage der Insel, kaum von irgendeinem anderen Teile der Erde erreicht wird. Wenn wir diese 80 Arten noch genauer betrachten, so überraschen uns die vielen Eigentümlichkeiten, welche sie in ihrer Struktur darbieten und auch die seltsamen Verwandtschaftsbeziehungen zu entfernten Teilen der Erde, welche viele derselben zu besitzen scheinen. (...)

Von den zehn auf Celebes gefundenen Papageien sind acht dieser Insel eigentümlich. Darunter sind zwei Arten der sonderbaren rackettschwänzigen Papageien, welche die Gattung Prioniturus bilden, und welche dadurch charakterisiert sind, daß sie zwei lange löffelförmige Federn im Schwanze besitzen. Zwei verwandte Arten werden auf der benachbarten Insel Mondanao gefunden, und diese Form des Schwanzes kommt bei keinen anderen Papageien auf der ganzen Erde vor. Eine kleine Loriket-Art (Trichoglossus flavoviridis) scheint die nächsten Verwandten in Australien zu besitzen.

Der Celebes-Roller (Coracias temmincki) ist ein interessantes Beispiel, wie eine Art einer Gattung von den anderen Arten derselben Gattung abgeschieden ist. Es gibt Arten von Coracias in Europa, Asien und Afrika, aber keine auf der

* A.R. Wallace, mit Darwin Begründer der modernen Abstammungslehre und einer der Pioniere der Zoographie, bereiste von 1854 bis 1862 den Malaiischen Archipel von Singapur bis Neuguinea.

Halbinsel Malaka, auf Sumatra, Java oder Borneo. Die vorliegende Art scheint also ganz außerhalb zu liegen; und noch seltsamer ist die Tatsache, daß sie durchaus nicht irgendeiner asiatischen Art ähnlich ist, sondern mehr den afrikanischen zu gleichen scheint.

In der nächsten Familie, den Bienenfressern, befindet sich ein anderer, gleich alleinstehender Vogel, Meropogon forstensi, welcher die Charaktere der afrikanischen und indischen Bienenfresser in sich vereint und dessen einziger naher Verwandter, Meropogon breweri, von Herrn Dr. Chaillu in Westafrika entdeckt wurde!

Endlich unter den hühnerartigen Vögeln ist der seltsame, behelmte Maleo (Megacephalon rubripes) ganz alleinstehend; er hat seine nächsten (aber doch fernstehenden) Verwandten in den Großfamilien von Australien und Neuguinea.

Urteilen wir daher nach den Meinungen der hervorragenden Naturforscher, welche die Vögel von Celebes beschrieben und klassifiziert haben, so finden wir, daß viele der Arten durchaus keine nahen Verwandten in den Ländern, welche dieser Insel naheliegen, besitzen, sondern entweder ganz alleinstehend sind oder Verwandtschaften mit so entfernten Gegenden wie Neuguinea, Australien, Indien oder Afrika aufweisen. Andere Fälle gleich entfernter Verwandtschaften zwischen den Produkten weit auseinanderliegender Länder existieren zweifellos; aber auf keinem mir bis jetzt bekannten Fleck der Erde kommen so viele zusammen vor oder bilden einen so entschiedenen Charakterzug in der Naturgeschichte des Landes.

Die Säugetiere von Celebes sind an Zahl gering; vierzehn Landarten und sieben Fledermäuse. Von ersteren sind nicht weniger als elf eigentümlich.

Anoa depressicornis, Sapi-utan, oder wilde Kuh der Malayen, ist ein Tier, über welches man viel gestritten hat, ob es als Ochse, Büffel oder Antilope klassifiziert werden sollte. Es ist kleiner als irgendein anderes wildes Rind und scheint sich nach vielen Richtungen hin einigen der ochsenähnlichen Antilopen Afrikas zu nähern. Es wird nur in den Bergen gefunden, und man sagt, es halte sich nie an Plätzen auf, an denen es Wild gibt. Es ist etwas kleiner als eine kleine Hochlandkuh und hat lange gerade Hörner, welche an der Basis geringelt sind und nach hinten über den Nacken liegen. Das wilde Schwein scheint von einer der Insel eigentümlichen Art zu sein; aber ein viel seltsameres Tier dieser Familie ist der Babirussa oder Hirscheber, von den Malayen so genannt wegen seiner langen und schlanken Beine und seiner wie Geweihe gebogenen Fangzähne. Dieses außergewöhnliche Geschöpf gleicht im allgemeinen Aussehen einem Schweine, aber es wühlt nicht mit der Schnauze, da es sich von gefallenen Früchten nährt. Die Fangzähne des Unterkiefers sind sehr lang und scharf, aber die oberen wachsen, statt nach unten wie gewöhnlich, gerade umgekehrt nach oben, aus einer knochigen Zahnhöhle heraus durch die Haut jederseits von der Schnauze, biegen sich nach hinten bis nahe an die Augen und erreichen bei alten Tieren oft eine Länge von acht bis zehn Zoll.

Hier haben wir wiederum eine Ähnlichkeit mit den Warzenschweinen von Afrika, deren obere Eckzähne nach außen wachsen und sich nach oben umbiegen, so daß sie einen Übergang von der gewöhnlichen Art des Wachstums zu der des Babirussa bilden. In anderen Beziehungen scheint zwischen diesen Tieren keine Verwandtschaft zu herrschen, der Babirussa steht vollkommen allein und hat keine Ähnlichkeit mit den Schweinen irgendeines anderen Teiles der Erde. Er wird über ganz Celebes verbreitet gefunden und auf den Sula-Inseln, aber auch auf Borneo, der einzigen Insel, auf der er außer auf Celebes vorkommt, eine Insel, die auch hinsichtlich der Vögel einige Verwandtschaften mit den Sula-Inseln aufweist, was vielleicht auf eine engere Verbindung zwischen ihnen in einer früheren Erdperiode hinweist.

Viele Insektengruppen scheinen speziell lokalen Einflüssen unterworfen zu sein, da ihre Formen und Farben mit jeder Änderung in den Verhältnissen abändern oder sogar bei einem Wechsel in der Lokalität, an welcher die Verhältnisse fast identisch zu sein scheinen. Wir sollten deshalb vermuten, daß das Individuelle, was sich bei den höheren Tieren manifestiert, bei diesen Geschöpfen mit ihrem weniger stabilen Organismus noch hervorspringender ist. Auf der anderen Seite jedoch müssen wir bedenken, daß die Verbreitung und Wanderung der Insekten weit leichter bewerkstelligt wird als die der Säugetiere oder selbst der Vögel. Es ist viel wahrscheinlicher, daß sie von heftigen Winden fortgeführt werden; ihre Eier könen auf Blättern durch den Sturmwind oder durch schwimmende Bäume transportiert werden, und ihre Larven oder Puppen, die oft in Baumstämmen vergraben liegen oder in wasserdichte Kokons eingeschlossen sind, können wohl Tage oder Wochen lang unbeschädigt über den Ozean treiben. Diese Erleichterungen für die Verbreitung wirken darauf dahin, die Produkte der naheliegenden Länder auf zweierlei Art einander ähnlich zu machen: erstlich durch direkten gegenseitigen Austausch der Arten; und zweitens durch wiederholte Einwanderungen frischer Individuen einer Art, welche auf anderen Inseln gemein ist, und welche durch Kreuzung die Abänderungen in Form und Farbe, welche Unterschiede in den Verhältnissen sonst hervorbringen würden, zu verwischen streben. Mit Berücksichtigung dieser Tatsachen werden wir finden, daß die Eigenartigkeit der Insekten von Celebes noch größer ist, als wir irgend Grund haben zu erwarten.

Um in den Vergleichungen mit anderen Inseln Genauigkeit zu verbürgen, will ich mich auf die Gruppen beschränken, welche am besten bekannt sind oder welche ich selbst sorgsam untersucht habe. Um mit den Papilionidae oder schwalbenschwänzigen Schmetterlingen zu beginnen, so besitzt Celebes 24

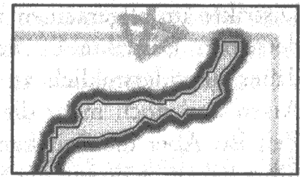
Arten, von denen die große Zahl von 18 nicht auf irgendeiner anderen Insel gefunden wird. Wenn wir dieses mit Borneo vergleichen, welche von 29 Arten nur zwei ihr eigentümliche besitzt, die sonst nirgends vorkommen, so ist der Unterschied so auffallend, wie er nur sein kann.

Ein anderer seltsamer Zug in der Zoologie von Celebes ist auch der Aufmerksamkeit wert. Ich habe das Fehlen verschiedener Gruppen im Auge, welche an beiden Seiten der Insel gefunden werden, sowohl auf den indomalayischen Inseln, als auch auf den Molukken, und welche also aus einem unbekannten Grunde unfähig erscheinen, auf der dazwischen liegenden Insel Fuß zu fassen. Unter den Vögeln haben wir die zwei Familien der Podargidae und Laniadae, welche über den ganzen Archipel und über Australien verbreitet sind und welche doch keine Repräsentanten auf Celebes haben.

Unter den Insekten ist die große Gattung der Rosenkäfer, Lomaptera, in jedem Lande und auf jeder Insel zwischen Indien und Neuguinea zu Hause, nur auf Celebes nicht. Dieses unerwartete Fehlen vieler Gruppen in einem begrenzten Distrikte gerade im Mittelpunkt ihres Verbreitungsareals ist zwar kein durchaus einzig dastehendes Phänomen, allein, ich glaube, es ist nirgends so ausgesprochen wie in diesem Falle und es macht sicherlich den sonderbaren Charakter dieser bemerkenswerten Insel noch auffälliger.



Die Anomalien und Besonderheiten in der Naturgeschichte von Celebes , welche ich mich bestrebt habe, in diesem Kapitel zu schildern, weisen alle auf einen Ursprung in einem fernen Zeitalter. Die Geschichte der ausgestorbenen Tiere lehrt uns, daß ihre Verbreitung nach Zeit und Raum auffallend gleichförmig ist. Die Regel ist, daß, gerade wie die Produkte nebeneinanderliegender Distrikte sich gewöhnlich einander genau ähnlich sind, so auch die Produkte aufeinander folgender Perioden in denselben Distrikten; und wie die Produkte weit auseinander liegender Distrikte im allgemeinen weit voneinander differieren, so auch die Produkte derselben Distrikte in weit auseinanderliegenden Zeiträumen. Wir werden daher unwiderstehlich zu dem Schlusse getrieben, daß die Abänderung der Arten und noch mehr die der Gattungs- und Familienformen eine Sache der Zeit ist. Aber die Zeit kann zu einer Abänderung der Art in einem Land geführt haben, während die Formen in einem anderen mehr stabil geblieben sind, oder die Abänderung mag in beiden in gleichem Schritte vor sich gegangen sein, aber in verschiedener Weise. In beiden Fällen aber wird die Höhe der individuellen Entwicklung in den Produkten eines Distriktes bis zu einem gewissen Grade ein Maß der Zeit sein, welche dieser Distrikt von denjenigen, welche ihn umgeben, isoliert gewesen ist. Nach diesem Gesichtspunkt beurteilt, muß Celebes einer der ältesten Teile des Archipels sein. Die Insel datiert wahrscheinlich aus einer Periode, welche nicht nur der vorherging, in welcher Borneo, Java und Sumatra vom Festland getrennt wurden, sondern aus jener noch weiter zurücklegenden Zeit, in der das Land, welches jetzt diese Inseln bildet, sich noch nicht über den Ozean erhoben hatte. Ein solches Alter ist notwendig, um um jener Zahl von animalischen Formen Rechnung zu tragen, welche die Insel besitzt und welche keine Beziehung zu jenen von Indien und Australien, sondern eher zu denen von Afrika zeigen; und wir werden dahin geführt, über die Möglichkeit nachzudenken, ob nicht einstmals ein Festland im Indischen Ozean existiert haben könnte, welches als Brücke diente, um diese voneinander entfernten Länder zu verbinden. Es ist nun eine auffallende Tatsache, daß die Existenz eines solchen Landes schon als notwendig erdacht worden ist, um die Verbreitung der merkwürdigen Vierhänder, welche die Familie der Lemuren bilden, zu erklären. Diese haben ihren Hauptsitz auf Madagaskar, aber werden auch in Afrika gefunden, auf Ceylon, auf der Halbinsel Malaka, und im malayischen Archipel bis Celebes, welches die äußerste östliche Grenze bildet. (...) Gerade in der Mitte des Archipels und von allen Seiten von Inseln eng eingeschlossen, welche mit verschiedenartigen Lebensformen angefüllt sind, haben die Produkte der Insel doch eine überraschend individuelle Färbung. Während sie arm an der tatsächlichen Zahl ihrer Arten ist, ist sie doch wundervoll reich an eigentümlichen Formen; viele davon sind sonderbar oder schön und in einigen Fällen absolut einzig auf dem Erdenrund. Celebes gibt daher ein Beispiel, das in hervorragender Weise zeigt, wie interessant das Studium der geographischen Verbreitung der Tiere ist.



Angkaro und Tunturana

- Märchen aus Nord-Sulawesi

Angkara und Tunturana waren zwei eng befreundete Krebse. Sie wohnten zusammen am Meeresstrand, geschützt von den Steinen am Strand. Wenn das Meer bei Ebbe zurückwich, versteckten sie sich beide, weil dann viele Menschen Fische und auch Krebse suchten. Krebse wurden von den Menschen wegen ihres zarten Fleisches sehr geschätzt. Daher war ihr größter Feind der Mensch. Die eifrig suchenden Menschen griffen bei Ebbe einfach nach den Krebsen. Daher waren Angkaro und Tunturana bei Ebbe äußerst vorsichtig. Anders bei Flut, da spielten sie ausgelassen und ohne Angst, daß Menschen sie fangen könnten.

Eines Nachts bei Vollmond waren beide draußen und genossen die Schönheit der Natur. Es war zudem Flut, und die Menschen am Ufer genossen ihrerseits den Schein des Vollmondes wie alle anderen Wesen. Während sie nun spielten und scherzten, sagte Angkaro zu Tunturana: „Freund, unsere Körper sind einfarbig und nicht schön anzusehen. Unsere Rückseite sollte attraktiver werden. Ohne schmückende Kleidung sind wir wenig anziehend."

Tunturana antwortete: „Was für einen guten Gedanken du hast. Nun wollen wir ein Mittel auftreiben, daß wir hübsch und attraktiv für andere Wesen werden. Aber was sollen wir tun?"

„So, Freund", antwortete Ankaro: „Unsere Rückseite schmücken wir mit schönen, bunten Zeichnungen. Nehmen wir haltbare Farbe und streichen sie uns auf den Rücken."

Tunturana sagte: „Gut, Freund. Jetzt laß uns einander im Haus schön machen. Ich habe starke Farbe, laß uns sie aufstreichen, um uns zu verändern." „Gut", sagte Angkaro, „ wer zuerst?" „Ich zuerst", sagte Tunturana. „Bemale meinen Rücken mit den schmückendsten Farben. Mit dem schönsten Schmuck."

Darauf begann Angkaro, den Rücken von Tunturana zu bemalen und zu schmücken. Angkaro verzierte den Rücken seines Freundes mit lauter schönen Kreisen, ordentlich, mit Variationen von oben bis unten. Sehr schön sah die Zeichnung der Kreise in verschiedenen Farben für alle, die sie ansehen mochten, aus. „Nun bin ich fertig", sagte Angkaro, „schau, wie schön auf dem Wasser dort der Mondschein liegt, schön, nicht?" „Sehr schön, Freund. Vielen Dank", sagte Tunturana. „Jetzt zur Abwechslung bemale du meinen Rücken", sagte Angkaro zu seinem Freund, „Mach es schön, ja". „Gut", sagte Tunturana, „ich werde deinen Körper schön machen." Darauf nahm er Kraft und Farbe, um den Rücken Angkaros zu verzieren. Jedoch was geschah? Plötzlich wich das Meer zurück, die Ebbe kam und mit ihr die Fischdiebe am Strand. Beide Krebse waren sehr erschreckt, und sie liefen weg vor der Gefahr.

„Entschuldige, Freund,", sagte Tunturana, „die Menschen kommen schon, um uns zu fangen. Es ist keine Zeit mehr, deinen Rücken zu verzieren." „Nein! Mein Rücken muß ein Bild tragen, laß meinen Rücken nicht ohne Bild und Farbe", schrie Angkaro. Während er die Lampen näherkommen sah, verschönerte Tunturana Angkaros Rücken kraftvoll mit Farbe. Angkaros Rücken war nun voller Kratzer,die noch nicht ausgemalt waren, da beide schnell weglaufen wollten. „Sei nicht böse, Freund", sagte Tunturana, „Das Bild auf deinem Rücken ist schlecht, weil es gefährlich wird. Besser ist dein Körper voller Kratzer, als daß unser Leben in Gefahr ist. Das war nicht Absicht." Angkaro nahm seinen Körper voller Farbkratzer hin, weil es sein mußte. Beide waren befreundet, doch ungleich. Tunturana war schön, Angkaro war häßlich.

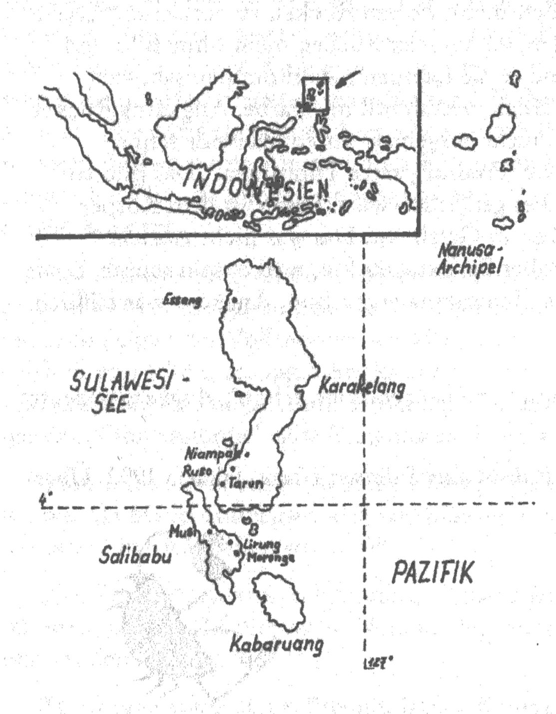
(*Tunturana* bedeutet in der Talaud-Sprache 'geordnet, schön'; *Angkaro* bedeutet 'verkratzt'.)

(Aus: Anneke Sumaraw: *Cerita Rakyat dari Sulawesi Utara*, Jakarta 1992. Übersetzung Helga Blazy)



Petra Martin

Tradition und Wandel im Hochzeitsbrauchtum der Talaud-Insulaner



Ganz am Rande Indonesiens, zwischen der Nordspitze Sulawesis und der südphilippinischen Insel Mindanao gelegen, erstreckt sich über eine Ausdehnung von 250 km der Talaud-Archipel. Gemeinsam mit den südwestlicher gelegenen Sangihe-Inseln bildet er die natürliche Barriere zwischen der Sulawesi-See im Westen, der Maluku-See im Süden und dem Pazifik im Osten. Die Inselkette besteht aus 16 Inseln, deren größte - Karakelang - eine Nord-Süd-Ausdehnung von 60 km hat. Lediglich acht dieser überwiegend bergigen, noch dicht bewaldeten Inseln werden von insgesamt 70.000 Menschen bewohnt.

Bereits im 16. Jahrhundert geriet die Region ins Blickfeld der Europäer, als diese, auf der Suche nach den Gewürzinseln, die damals zu den Molukken zählenden „Nordinseln" erreichten. Portugiesische, spanische und niederländische Herrschaft wechselten sich mehrfach ab. Erste Versuche zur Christianisierung der Bevölkerung gehen in diese Erstkontaktzeit zurück, bleibende Resultate wurden jedoch erst zu Beginn unseres Jahrhunderts erzielt. Heute sind 90 % der Bewohner christlichen Glaubens. Trotz der frühzeitigen und intensiven Berührung mit der abendländischen Kultur haben die Talaud-Insulaner viele Bräuche und Werte der Vergangenheit bewahrt.

Während zweier Talaud-Reisen[1] hatte ich Gelegenheit, an mehreren Hochzeitsfeiern in den Dörfern Ruso, Niampak und Tarun an der Westküste Karakelangs sowie in Musi und Moronge auf der Insel Salibabu teilzunehmen. Aus der Beobachtung und Dokumentation der Festabläufe erwuchsen viele Fragen. Mit der gleichen Freundlichkeit, die mir überall gastliche Aufnahme sicherte, und großer Geduld wurden diese beantwortet. Besonders viele Informationen verdanke ich meiner Gastfamilie aus Lirung (Salibabu)[2] und den *adat*-Verantwortlichen[3] zahlreicher Dörfer, von denen einige ihr gesamtes Wissen um die einzelnen Rituale der traditionellen Eheschließung aufschrieben und mir diese Manuskripte zur Verfügung stellten. Zusammen mit Berichten von Missionaren aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts formt sich daraus ein Bild über Tradition und Wandel im Hochzeitsbrauchtum der Talaud-Insulaner.

Das überlieferte Hochzeitsbrauchtum

Die Verheiratung eines jungen Paares war niemals eine individuelle, sondern immer eine die gesamte Verwandtschaftsgruppe betreffende Angelegenheit. Viele Vorschriften galt es zu beachten, bevor eine Hochzeit zustande kam. Da diese auf der traditionellen Sozialstruktur basierten, sollen ihre Grundzüge kurz charakterisiert werden:[4] Ursprünglich differenzierte die Talaud-Gesellschaft zwischen zwei Bevölkerungsgruppen, die sich hauptsächlich durch ihre Siedlungsweise unterschieden: die Langhausbewohner an der Küste und die Gartenhausbewohner im Inselinnern.[5] In einem Langhaus (*walé bahewa)* lebten

[1] 1. Reise: September - November 1994, 2. Reise (gemeinsam mit Eva Winkler, Fotografin am Staatl.Mus. f. Völkerkunde Dresden): Dezember 1995 - Februar 1996.
[2] Besonders zu Dank verpflichtet bin ich Arnol Apolos Taasiringan und seiner Mutter, Masye Antoinetta Tingginehe.
[3] In jedem Dorf gibt es neben den von der Provinzverwaltung eingesetzten „Kulturbeauftragten" (*kepala kebudayaan*) noch die traditionellen Instanzen (*ratu wanua, inangu wanua*). Allen sei hiermit herzlich gedankt.
[4] Die traditionelle Sozialstruktur Talauds ist mit der von Chabot (1965,95ff.) für Siau (Sangihe-Inseln) beschriebenen vergleichbar.
[5] Die beiden Gruppen werden heute vereinfacht als Adlige und Nichtadlige (*bangsawan / wiasa*) bezeichnet.

bis zu 30 Familien, in mütterlicher Linie miteinander verwandt, unter einem Dach. Oberhaupt *(ratu ruangan'na)* einer solchen Gemeinschaft war ein nach Alter und Befähigung bestimmtes männliches Familienmitglied. Mehrere solcher Langhäuser formten eine Siedlungseinheit, das Dorf *(soa)*.

Die Bewohner der kleineren Häuser in den Bergen waren jeweils einem bestimmten Langhaus angeschlossen und bearbeiteten das diesem gehörende Gartenland. In kolonialzeitlichen Schriften werden sie oft als „Sklaven" bezeichnet. Der Terminus ist insofern nicht korrekt, als der Status der betreffenden Personen nicht völlig unfrei war. Es handelte sich vielmehr um verschiedene Grade ererbter und erworbener Abhängigkeiten. Langhaus- und Gartenhausbewohner bildeten eine Einheit. So hing u.a. der Status einer Langhausgruppe auch davon ab, wieviele Gartenhäusler zu ihr zählten, während umgekehrt letztere wieder vom Prestige ihrer Langhausgruppe profitierten. Auf der Basis der verschiedenen Statusebenen hatte sich in beiden Gruppen eine ständische Differenzierung herausgebildet.

Heiraten wurden von den Ältesten der Verwandtschaftsgruppen organisiert. Es versteht sich von selbst, daß sich die Rituale je nach Standeszugehörigkeit unterschieden und am aufwendigsten und kostspieligsten von den führenden Langhausgruppen zur Bestätigung ihres sozialen Prestiges inszeniert wurden. Als ideale Verbindung galt die auf gleicher sozialer Ebene. So bestanden zwischen den verschiedenen Langhäusern eines Dorfes Heiratsbeziehungen. Heiraten außerhalb der Dorfgemeinschaften waren möglich, wurden mitunter auch aus politischen Erwägungen, so zur Bildung von Dorfallianzen, angestrebt. Gartenhausbewohner heirateten untereinander. Eheliche Bindungen zwischen den beiden Gruppen waren unerwünscht.

Beginn des Werbens *(mangonok'ka)*

Hatte die Familie eines jungen Mannes ein Mädchen in die engere Wahl gezogen, wurden die Brautwerbungszeremonien *(mangado mbisara)* eingeleitet. Die Eröffnung der Werbungsgespräche vollzog sich in der Regel im Geheimen, damit unter einer eventuellen Ablehnung nicht das Ansehen der Familie des Mannes litt. Im Schutze der Dunkelheit wurden ein oder zwei Gesandte *(palalawane)* zum Elternhaus der Auserwählten geschickt, die jedoch lediglich informierten, daß an einem bereits festgesetzten Tag einige Mitglieder aus der abordnenden Familie mit einem „gewissen" Anliegen kommen werden. War es soweit, kamen vier bis fünf Brautwerber *(tau mata mangonok)*, um zunächst zu erkunden, ob „bereits Kokospalmwedel aufgesteckt wurden", d.h. ob um das betreffende Mädchen schon von anderer Seite gefreit wurde. Lautete die Antwort „noch nicht", so baten die Brautwerber darum, selbst dieses Symbol aus den Wedeln der gelben Kokospalme übergeben zu dürfen. Zwar konnten sich die Eltern des Mädchens mit der Werbung einverstanden erklären, doch

entschied die Versammlung der Ältesten über Annahme bzw. Ablehnung derselben. Boten übermittelten das Ergebnis der Beratung. Eine Ablehnung wurde besonders ehren- und damit rücksichtsvoll überbracht. Bei Annahme der Werbung wurde lediglich mitgeteilt, daß der Antrag noch „in gründlicher Erwägung" sei - eine indirekte Aufforderung, zur nächsten Etappe überzuleiten.

Gespräch über die Vorfahren *(Leren tuwo Wabidu Paparawa'a)*

Schon im Prozeß des Werbens war zu überprüfen, ob verwandtschaftliche Bindungen zwischen Brautwerber- und umworbener Familie bestehen und wenn ja, ob diese noch innerhalb oder schon außerhalb der gültigen Heiratsregeln sind. Zu diesem Zweck kamen die Ältesten der beteiligten Familien im Haus der Brauteltern zusammen, um ihren Stammbaum darzulegen *(mabawa'e)*. Bestanden zwischen beiden Familien Verbindungen in den vorausgegangenen vier Generationen in gerader oder einer Nebenlinie, so kam eine Heirat nicht in Frage. Die Nichtbeachtung dieser Regel galt als Blutschande, da beide Ehepartner „aus einer Gebärmutter stammen", und mußte zwangsläufig zu Disharmonie führen. In Nobelfamilien waren Heiraten bei familiären Bindungen bis zum 6., mitunter auch bis zum 10. Grad untersagt.[6] In Grenzfällen ließen sich durch Zahlung einer Ablösung *(lariu palli* 'Scham beenden') Ausnahmeregelungen erwirken. Neben den verwandtschaftlichen waren auch die sonstigen Beziehungen zwischen den Vorfahren beider Familien zu diskutieren, da Streitfälle oder gar Mord Schatten auf die geplante Verbindung geworfen hätte.

Abschluß des Werbens (Maparan gante suwale mapasutate suwoboanna)

Stand das Ergebnis der vorangegangenen Gespräche nicht im Widerspruch zum Gewohnheitsrecht, wurde in dieser, die Brautwerbung abschließenden Zeremonie der Heiratsantrag offiziell angenommen. Wieder begab sich eine Gesandtschaft der Familie des Bräutigams - nun nicht mehr geheim - ins Elternhaus der Braut. Hier wurde in wohlgesetzter Rede der Heiratsantrag wiederholt und ein Redner der Brautfamilie bestätigte, daß sich diese geehrt fühle. Von nun an galt das Paar, das an der Entscheidungsfindung nicht beteiligt war, als verlobt.

In dieser Zusammenkunft wurde auch über die Brautgabe *(wansa)* verhandelt, die von der männlichen Partei an die weibliche zu zahlen war. Der Wert der jeweiligen Brautgabe war abhängig vom sozialen Status der Braut. Nach Zugehörigkeit zur Nobelschicht bzw. dem einfachen Volk unterschied man zwischen *wansa matawa* und *wansa marasa*. Sie konnten die folgenden Prestige-(Import)güter umfassen: Hausrat aus Messing oder Bronze wie Schalen,

[6] Miete 1938, Stokking, 1917.

Speisepräsentierteller, Behältnisse für *sirih pinang* (Betelbissen), Hausrat aus Porzellan, Messingkanonen (*lanta'a*)[7]. Übliche Brautgaben waren auch bereits bebautes Land, wie Kokospalmen-, Nelken-, Muskatnuß- oder Sagogärten bzw. einzelne Bäume.

Für jeden Stand gab es feststehende Größenordnungen. Amiman, ein Informant aus Essang, beschreibt ein Maßzahlensystem, nach dem für jeden sozialen Stand eine vorgeschriebene Anzahl eines bestimmten Artikels aufzubringen war, so z.B. 80 Porzellanteller für den höchsten, 50 für den mittleren und 30 für den niedrigsten Stand innerhalb der Nobelschicht. Demgegenüber berichtete der niederländische Missionar Stokking zu Beginn unseres Jahrhunderts, daß innerhalb der Dorfaristokratie Kanonen und „Sklaven" als die wichtigsten Brautgaben galten. Für eine Braut höchster Abkunft war eine Kanone von 1,5 m Länge und ein „Sklave" bzw. an Stelle des letzteren eine weitere Kanone dieser Größenordnung zu übereignen. Entsprechend waren für den mittleren Stand 3 Kanonen von 1 m Länge und ein „Sklave" bzw. 4 Kanonen und für den unteren Stand 3 große alte Porzellanteller und 6 Kupferschalen zu zahlen. Mittellose Familien umgingen die *wansa* durch Arbeitsleistungen, die der Bräutigam während der Verlobungszeit im Garten seines künftigen Schwiegervaters auszuführen hatte oder einen inszenierten Brautraub. Letzterer erfolgte meist im Einverständnis mit der Brautfamilie, die damit zugleich auf die Ausrichtung kostspieliger Hochzeitsfeiern verzichten konnte.

In der Regel heiratete man innerhalb des gleichen Standes. War die Braut höherer sozialer Herkunft, konnte durch Zahlung eines höheren Brautpreises auch der Bräutigam in diesen Stand aufsteigen. Die Brautgabe wurde erst nach der Hochzeit Eigentum der Brautfamilie. Während der bis zu fünf Jahre währenden Verlobungszeit war sie in gewisser Weise ein Garant für die Aufrechterhaltung der Absprachen. Sollte durch die Brautseite die geplante Verbindung vereitelt werden, mußte sie diese zurückerstatten. Wurde die Verlobung durch Verschulden der männlichen Seite (z.B. Untreue des Bräutigams) gelöst, blieb die *wansa* im Besitz der weiblichen Partei; diese konnte sogar weitere Entschädigungen verlangen. In der Verlobungszeit durfte der Bräutigam den Eltern seiner Zukünftigen helfen, ihre Kammer jedoch nicht betreten.

Wann die Hochzeitsfeiern (*maraian'na*) ausgerichtet werden konnten, hing in erster Linie davon ab, wann die notwendigen großen Mengen an Nahrungsmitteln zur Beköstigung aller Gäste beschafft waren. Zudem mußte in einer Familienzusammenkunft der günstigste Zeitpunkt nach Mondphasen und Gezeiten berechnet werden. Die Hochzeitsfeiern fanden an mindestens drei

[7] Kanonen waren im ganzen ostindonesischen Raum Wertobjekte und damit auch Zahlungsmittel. Ursprünglich mag es sich um Schiffsgeschütze aus Ostasien oder Europa gehandelt haben, die in Indonesien, oftmals in Miniaturformat, in Messing nachgebildet wurden und deren Besitz als prestigeerhöhend galt.

aufeinanderfolgenden Tagen sowohl im Familienhaus der Braut, als auch des Bräutigams statt. Die Kosten trug die jeweils festgebende Seite.

1. Festphase

Bei strahlendem Vollmond wurde der Bräutigam von seinen Familienangehörigen zum Brauthaus geführt. Alle waren festlich in lange Gewänder aus farbigen, gewebten Bananenfaserstoffen gekleidet. Die spezielle Tragweise der Kopftücher kündete sowohl vom sozialen Stand, als auch den friedlichen Absichten der Gruppe. Den Umzug begleiteten einige Trommler mit fröhlichen Gesängen.

Am Wohnort der Braut empfing eine alte Frau die Gruppe und führte den Bräutigam an den für ihn gestalteten Ehrenplatz. Unter einem Baldachin aus gemusterten Bananenfasergeweben nahm er auf einer seinem sozialen Stand entsprechenden Anzahl von Kissen Platz. Nachdem alle Gäste mit *sirih pinang*[8] bewirtet waren, erkundigte sich der Hausherr beiläufig nach dem Anliegen der Besucher. Ein vorab protokollarisch festgelegtes Mitglied der männlichen Linie antwortete, daß eine Vereinbarung einzulösen sei. Am Ende des ritualisierten Frage/Antwort-Spiels lud der Hausherr alle zu einem gemeinsamen Festmahl ein. Dem schlossen sich Tänze bis zum Morgengrauen an. Während der gesamten ersten Festphase durfte sich die Braut nicht sehen lassen, sondern verharrte schweigend in einer abgeschlossenen Kammer.

2. Festphase

Am Abend des folgenden Tages erfolgte in gleicher Weise der Umzug der Brautgruppe zum Elternhaus des Bräutigams. Vor dem Haus zögerte die Braut einen Moment, als ob sie sich scheue, einzutreten. Ein Elternteil des Bräutigams bat sie herein und versicherte ihr, wie glücklich man sich schätze, sie empfangen zu dürfen. Dabei wurde ihr ein Geschenk aus Kokospalmblatt (bzw. Sago, Nelken, Muskatnuß) übergeben, als Symbol für die Besitzrechte an entsprechendem Gartenland.

Beim Überschreiten der Türschwelle trat die Braut mit einem Fuß in eine mit Wasser und heilkräftigen Blättern gefüllte Messingschale. Dies sollte der jungen Frau Kraft geben, um als künftige Ehefrau und Mutter einen Haushalt erfolgreich führen zu können. Danach führte die Mutter des Bräutigams die Braut zu einem schön geschmückten und standesgemäß vorbereiteten Ehrenplatz und legte ihr hier eine Kette aus Gold oder Messing um den Hals - wiederum eine symbolische Handlung, die für Wertschätzung der künftigen Schwiegertochter und Wunsch nach einem langen Leben („so beständig wie

[8] Bewirten mit Betel war ein Akt der Höflichkeit und Zeichen der Gastfreundschaft. Zum Betelbissen gehörten folgende Zutaten: *sirih* (Blatt des Betelpfeffers), *pinang* (Samen der Betel- = Arecapalme) und aus Korallenstein gebrannter Kalk.

Metall") steht. Der Bewirtung mit *sirih pinang* folgte das schon bekannte Frage/Antwort-Ritual. Auf die Frage nach dem Anlaß des Besuches antwortete jemand aus der Brautfamilie, daß man gekommen sei, die beiderseitigen Beratungen zur Verheiratung der Kinder fortzusetzen. In dieser Zeremonie legalisierte die Brautfamilie das junge Paar, die Ehe einzugehen.

Die 2. Festphase war beendet, wenn nach ausgiebigem Mahl und Tänzen bis zum Morgengrauen die Brautfamilie an ihren Wohnort zurückgekehrt war. Während der ganzen Zeit war es dem Bräutigam nicht gestattet, seine Kammer zu verlassen.

Festphase

Die abschließende Feier fand am Abend des dritten Tages in Anwesenheit des Dorfoberhauptes im Brauthaus statt und ähnelte der ersten Festphase. Der Bräutigam wurde von seiner Familie begleitet, die alles, was ein neuer Hausstand benötigt, mit sich führte: Matten, Kissen, Kleiderkisten, Teller, irdenes Geschirr, Sago oder Reis, Gartengeräte usw.

An dieser Feier nahm das Brautpaar gemeinsam auf dem Ehrenplatz sitzend teil. Ältere, hochrangige Personen aus den jeweiligen Familien und der Dorfgemeinschaft erteilten Ratschläge zur künftigen Lebensführung. Ein gemeinsames Festmahl, bei dem man von der Anwesenheit der Ahnen ausging und das *mawu ruata*[9] gewidmet wurde sowie Tänze bis in die Morgenstunden beendeten diese letzte Feier. Nach der Hochzeit bezogen die Jungvermählten eine Kammer im Hause der Brautfamilie.

Gesellschaftliche Veränderungen und deren Auswirkungen auf das Hochzeitsbrauchtum

Mit der Aufnahme einer systematischen Missionstätigkeit im Talaud-Archipel (1859) sowie der stärkeren Einflußnahme der niederländischen Kolonialverwaltung auch auf ihre „Außenbesitzungen" zum Ende des 19. Jahrhunderts waren tiefgreifende Veränderungen der bestehenden Sozialstruktur verbunden. Per Gesetz wurde 1889 die „Sklaverei" abgeschafft, und die Gartenhäusler wurden der besseren Verwaltung wegen an die Küste umgesiedelt. Gartenland wurde in diesem Zusammenhang umverteilt und damit in die bestehenden Bodenbesitzrechte eingegriffen. Die Besetzung politischer Ämter im Dorf, bisher an die führende Langhausgemeinschaft gebunden, bedurfte nun der Bestätigung durch den Residenten in Manado (auf Sulawesi) und wurde mitunter direkt von diesem angewiesen.

[9] Oberste Gottheit (Schöpfer) in den traditionellen Glaubensvorstellungen.

Aus hygienischen und moralischen Gründen propagierten die Missionare den Bau von Individualhäusern. Mehrheitlich wurden die Langhäuser vor einem halben Jahrhundert aufgegeben, als im zweiten Weltkrieg die Bombardements der Japaner zahlreiche Ortschaften verwüsteten. Das letzte Großfamilienhaus bestand bis in die 70er Jahre im Dorf Moronge (Salibabu). Die Aufgabe der traditionellen Siedlungsweise blieb nicht ohne Konsequenzen auf die matrilinearen Familienbindungen.

Hatte dieser gesamtgesellschaftliche Wandel ohnehin schon Auswirkungen auf das Hochzeitsbrauchtum, so kamen zu den alten Autoritäten für die Eheschließung Kirche und Verwaltung hinzu. Brilmann resümiert 1938, daß die Mission niemals das Heirats-*adat* an sich ausrotten, sondern nur umformen, d.h. mit dem christlichen Trauungsritual verbinden und von jenen Teilen befreien wollte, die im Widerspruch zum Christentum standen. Die Missionare konzentrierten sich auf Durchsetzung des Verbots von Polygynie und Kinderheirat sowie das Recht auf Mitbestimmung der jungen Leute bei der Wahl der Ehepartner. War man innerhalb der Familien übereingekommen und hatten auch die Brautleute ihr Einverständnis mit der Partnerwahl schriftlich erklärt, wurde nun das Aufgebot bestellt. Erst nach Bestätigung durch den Kirchenrat und das Dorfoberhaupt konnten die Hochzeitsfeiern ausgerichtet werden.

Von dieser engen Verbindung traditioneller und christlicher Elemente ist auch das gegenwärtige Hochzeitsbrauchtum geprägt. Dabei unterscheidet sich von Dorf zu Dorf, von Familie zu Familie, welche Rituale als traditionell empfunden werden und besonders zur Ausführung gelangen. Allen gemeinsam ist die Aufeinanderfolge von *mangonok'ka* (Verlobung), *maraian'na* (traditionelle Hochzeit) und *awinga susi* (kirchliche Trauung) sowie die zeitliche Verkürzung der einzelnen Festabschnitte.

Brautwerbung / Verlobung *(magonok'ka* oder *mangina'a)*

Meist suchen sich heute die jungen Leute selbst ihre zukünftigen Ehepartner. Durch die gewachsene Mobilität der Gesellschaft - einige junge Talauder arbeiten oder lernen in Manado, der nächstgelegenen Großstadt - kommen diese mitunter auch aus fernen Gegenden Indonesiens. Als Basis für eine harmonische, unzertrennbare Lebensgemeinschaft gilt das Einverständnis der Eltern sowie die Beachtung der Traditionen. Bei der Wahl des Partners ist man sich durchaus noch der ehemaligen Standeszugehörigkeit bewußt. Die einst so umfangreichen Brautwerbungszeremonien sind heute allerdings auf ein „Unter-Vier-Augen-Gespräch" der Väter der Heiratswilligen reduziert. Sie schmieden Zukunftspläne und überlegen, was jede Partei an materiellen Werten in die Ehe einbringen kann. Zwar wechseln mitunter noch die alten Gaben in Form von Geschenken die Besitzer und sollten auch nicht durch Geld ersetzt werden, standesabhängige Brautpreiszahlungen gehören jedoch der Vergangenheit an.

Häufig wird Gartenland umverteilt und dies durch symbolische Gaben (Früchte: Kokos- oder Muskatnuß, Nelken u.a.) veranschaulicht.

Da der Exogamiegedanke noch lebendig ist, werden vor einer Eheschließung auch die Familienbeziehungen gründlich geprüft. In jeder Familie gibt es mindestens einen Kundigen, der die Generationsfolgen über Jahrhunderte aus dem Gedächtnis, inzwischen auch unter Zuhilfenahme eigener Aufzeichnungen, referieren kann. In der Regel sind nach wie vor Heiraten bei familiären Bindungen in den vier vorausgegangenen Generationen untersagt. Sollten trotz einer Verbindung in der Ururgroßeltern-Generation Heiratsabsichten bestehen, muß vor der Hochzeit ein Fest gegeben werden, um das Mädchen aus der Familie des jungen Mannes herauszulösen. Dieses wird *manabu rar'ra* - sinngemäß „heißes Blut abkühlen" genannt. Der *ratu wanua* des Dorfes, als Hüter der Tradition für die Einhaltung des Gewohnheitsrechtes zuständig, bittet in einem Gebet den Allmächtigen um Verzeihung für die Übertretung der Vorschriften.

Hochzeit (maraian'na oder awinga ruangan'na)

Wann die Hochzeitsfeier ausgerichtet wird, hängt davon ab, wann die dafür notwendigen Mittel aufgebracht werden können. Zwar ist man sich der Unterstützung im Großfamilienverband nach dem Prinzip der gegenseitigem Hilfeleistung sicher und schon vorab steht fest, von wem ein Rind, ein Schwein, ein Hund, Reis etc. für das Festmahl erwartet werden kann, doch bleibt eine Hochzeitsfeier eine überaus kostspielige Angelegenheit. Schließlich gilt es, mehrere hundert Gäste zu beköstigen, und für die Bräutigamfamilie ist es eine Frage des Prestiges, möglichst viele Rinder und Schweine für die Festtafel schlachten zu lassen.

Da in den modernen, mehrheitlich nur zweiräumigen Häusern oder Bambushütten nur wenige Gäste Platz finden, wird zunächst erst einmal ein Festhaus am Wohnhaus der Brauteltern errichtet. Dieses besteht aus einer einfachen Holz- und Bambuskonstruktion, die mit Palmblattwedeln - in der Regenzeit auch Wellblech - gedeckt sowie mit Palmblattflechtereien verziert ist. Männergruppen, die aus allen Himmelsrichtungen Holz für den Bau bzw. zum Kochen der Festmahlzeiten zusammentragen und Frauengruppen, die unermüdlich Reis worfeln sowie Palmblattgeflechte für Dekoration und als Reisbehälter herstellen, prägen das Bild eines Dorfes, in dem sich eine Hochzeitsfeier in Vorbereitung befindet.

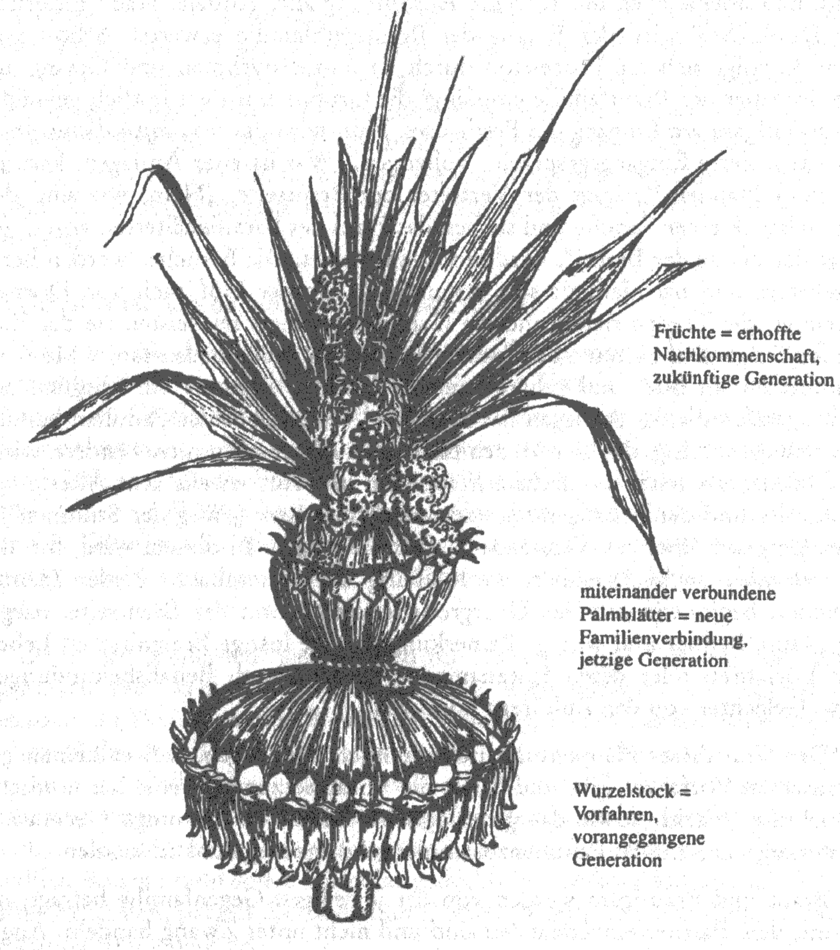
Die ursprüngliche Festfolge ist heute zu einer Feier zusammengefaßt. Eine solche *adat*-Hochzeit kombiniert eine Reihe von Ritualen, die ursprünglich auf Brautwerbungs- und Hochzeitsfeiern mit größerer zeitlicher Distanz verteilt waren. Sie wird von einer Art Moderator, dem *apita mbisara* geleitet, der sich

mitunter schon moderner Kommunikationstechnik bedient. Während man im Alltag mehr und mehr Indonesisch bzw. eine Mischung aus Indonesisch und Regionalsprache spricht, wird bei einer *adat*-Feier ausschließlich letztere (*taroda*) gesprochen. Der Moderator eröffnet die Feier und beruft zunächst die Festleitung ein, bestehend aus dem *ratu wanua*, seinem Vertreter *inangu wanua* sowie jeweils einem Ältesten der Brautfamilie *timade ruangan'na* bzw. einer angesehenen Familie des Dorfes *inangu woa*. Sie nehmen am Führungstisch Platz und überwachen die korrekte Ausführung aller Rituale. Nach Einbruch der Dunkelheit wird der Einzug der Bräutigamfamilie erwartet. Schon von ferne kündigt sich die Prozession durch Trommelrhythmen und Gesang an. Ein Sprecher der Brautfamilie empfängt die Gruppe mit dem festlich gekleideten Bräutigam am Eingang des Festhauses. Nun wird das *woa mpasallanganna* - das ritualisierte Eingangsgespräch - vollzogen. „Was ist euer Anliegen, kommt ihr zum Handeln?", fragt der Vertreter der Brautseite. „Nein, wir sind der Wurzelstock einer Familie und suchen das Haus des Familienältesten von ... (es folgt der Name der Braut)", wird ihm geantwortet. Die Besucher werden hereingebeten, und nachdem sie sich erkundigten, ob der Hof auch von Dornen gereinigt, die Treppe sicher und die Galerie erleuchtet sei, leisten sie der Einladung Folge. Das Betreten des Festhauses wird als rituell bedeutsamer Moment empfunden. In bild- und gebärdenreicher Sprache erläutert ein Mitglied der Bräutigamfamilie das Anliegen des Besuches. Vertreter beider Familien bestätigen sich gegenseitig, daß sich an den bisherigen Absprachen nichts ändern wird. Der Moderator leitet die nächste Etappe ein und ruft jeweils acht Älteste der Brautseite und der Bräutigamseite zum *wa'assu wisara* („Weg der Stimmen") - dem Gespräch über die Verwandtschaftsbeziehungen. In diesem wird, für alle Anwesenden nachvollziehbar, wechselseitig der Stammbaum beider Heiratspartner, beginnend mit der Ururgroßelterngeneration der Brautseite, dargelegt. Gute Redner und witzige Bemerkungen - wie lustige Ereignisse im Leben der Vorfahren oder deren Spitznamen - werden durch Beifallsbekundungen bzw. Gelächter von den Zuhörern honoriert.

Der Sinn dieses Hauptrituals ist, öffentlich darzulegen, daß es keinen gemeinsamen Vorfahren gibt und damit die Voraussetzung für eine harmonische Beziehung besteht, sowie das genealogische Wissen an die junge Generation weiterzugeben, um das Familienzusammengehörigkeitsgefühl zu schulen.

Braut und Bräutigam werden von der jeweiligen Gegenfamilie befragt, ob sie mit dem Partner einverstanden sind und nicht unter Zwang handeln. Angesehene ältere Männer aus Familie, Dorf und Religionsgemeinschaft richten nun belehrende und ermahnende Worte für die Zukunft an das Brautpaar und fordern auch die beidseitigen Eltern auf, in Harmonie miteinander zu leben. Abschließend spricht der *ratu wanua* ein Segensgebet *mangimpalukka* für das Paar, das damit als verheiratet gilt. Ein Sprecher der Braut-Seite faßt alle Ereig-

nisse, Gedanken und Gefühle der vorangegangenen Zeremonie zusammen und lädt zum Festessen ein. Traditionelle Tänze beschließen die Feier.



tuwo - *Trieb oder Knospe, Symbol der Generationenfolge; Festschmuck aus dem Scheinstamm der Banane, Kokospalmwedeln, Blüten, Früchten und Holzperlen am Ehrenplatz der Brautpaare.*

Christliche Trauung *(awinga susi)*

Schon in der Morgendämmerung des nächsten Tagen beginnen die Vorbereitungen zur zweiten, auf dem christlichen Trauungsritual basierenden Hochzeitsfeier. Weitere Rinder und Schweine werden geschlachtet, das Festhaus neu geschmückt und der Ehrensitz für das Brautpaar gefertigt. Zu beiden Seiten des Ehrenplatzes erhält ein Palmblattfestschmuck *(tuwo)* - zugleich Symbol der Generationenfolge - Aufstellung. Am frühen Nachmittag begibt sich unter Trommel- und Gitarrenklängen ein Festzug vom Brauthaus zum Wohnhaus des Bräutigams, um ein Geschenk - in der Regel ein Kleidungsstück - zu überbringen. Am Arm einer weiblichen Verwandten wird dann der Bräutigam von seiner Familie wieder zum Brauthaus geführt. Der Prozession voran tanzen kleine, herausgeputzte Blumenmädchen. Im Festhaus wird die weißgekleidete Braut in Empfang genommen und gemeinsam begeben sich alle zur Kirche. Nach der Trauung steht den Festteilnehmern eine schwierige Aufgabe bevor, denn das Festhaus darf erst bei Einbruch der Dunkelheit betreten werden. Da die Dörfer meist klein sind, die Distanz zwischen Kirche und Festort also gering, muß mitunter bei einem Weg von nur 50 m eine Stunde Zeit überbrückt werden. In Trippelschritten bewegt sich der Festzug, dem alte Männer oder Frauen vorantanzen, vorwärts. Das jungvermählte Paar nimmt in der Ehrenloge Platz und erhält Glückwünsche sowie Geschenke von den Gästen. Die Ältesten verweisen in Reden nochmals auf die Bedeutung des Ereignisses, und mit einem gemeinsamen Gebet wird das Festmahl eröffnet. Reis, Rind- und Schweinefleischgerichte, Gemüse sowie Obst fehlen auf keiner Festtafel, aber auch Alltagsgerichte wie Fische und Knollenfrüchte (Yams, Batate, Maniok) in köstlicher Zubereitung werden angeboten.

Bei überwiegend moderner Musik wird die Nacht durchtanzt. Doch selbst indonesische Schlager und internationale Hits kombiniert man gerne mit den beliebten Reihentänzen, bei denen ein Vortänzer die Schrittfolge vorgibt. Nach wie vor ist die Hochzeitsfeier der Höhepunkt im Leben eines Talaud-Insulaners und die Erinnerungen daran bleiben im Gedächtnis aller Beteiligten lebendig. Noch Jahrzehnte später wird man sich präzise an die Zahl der geschlachteten Rinder und Schweine erinnern.

Husni Djamaluddin

Sebuah danau di Toraja

di sini Toraja di sini tak ada danau
di sini Toraja di sini tumbuh enau
    tumbuh di kebun
    tumbuh di hutan
    tumbuh di pinggir jalan

di sini beribu-ribu pohon enau bersatu jadi sebuah danau
danau tak jangkau diilmu bumi danau terjangkau diilmu puisi
danau apa danau itu sebuah danau
    jernih airnya manis mulanya
    tuak jadinya pahit rasanya
    mabuk akhirnya

beribu-ribu batang bambu
berisi air dari danau itu
beribu-ribu orang Toraja di lepau
di pasar di ladang di pematang di dangau
di rumah di pesta-pesta duka
    minum tuak dari
    bibir bambu
beribu-ribu orang Toraja
    menenggelamkan duka
    dalam danau itu

Ein See in Toraja

hier ist Toraja hier ist kein See
hier ist Toraja hier wachsen Zuckerpalmen
    wachsen im Garten
    wachsen im Wald
    wachsen am Straßenrand

hier werden tausende Zuckerpalmen zu einem See
See streckt sich nicht nach Wissen der Erde See hat erreichbares Wissen der Poesie
welcher See dieser See ein See
    klar sein Wasser süß sein Beginn
    tuak führt er von bittrem Geschmack
    schließlich trunken

tausende von Bambus
werden von dem See gespeist
tausende von Toraja an kleinen Ständen
auf dem Markt auf dem Feld auf dem Weg zur Reishütte
im Haus bei Trauerfesten
    trinken *tuak* aus
    Bambusgefäßen
tausende Toraja
    versenken ihre Trauer
    in diesem See

(*Übersetzung: Helga Blazy*)

Hans Budzyn

Das Totenritual der Toraja

1. *Rambu solo'* - Das Totenfest

Die Toraja lieben als Bezeichnungen ihrer beiden wichtigsten Feste die Dichotomie von *rambu tuka'* und *rambu solo'*, das heißt: „aufsteigender Rauch" und „absteigender Rauch" und bezeichnet die Stammhausgründung bzw. das Totenfest. Die Feste werden den gegensätzlichen Strängen von Leben und Tod oder besser „Bedürfnisse der Lebenden" und „Bedürfnisse der Toten" zugeordnet.

Was auch immer (beinahe: immer mehr) an Theologie, Metaphorik und Interpretation aus diesem Gegensatz herausgeholt oder hineingelesen wird, Knotenpunkt ist die Ahnenverehrung. Bezeichnenderweise heißt der angestammte Glaube *aluk to dolo* (Glaube / Religion; eigentlich: Ritual der Menschen von früher, also der Ahnen). Interpretiert man „Rauch" als „Zuwendung", dann läßt sich der „aufsteigende Rauch" (*rambu tuka'*) als die „Zuwendung der Lebenden zu den Toten" oder gleich im Sinne des *aluk to dolo* „der Nachfahren zu den Ahnen" und der „absteigende Rauch" (*rambu solo'*) als „Zuwendung der Ahnen zu den Nachfahren" begreifen, eine Kehrtwendung, die durch die Inhalte der gemeinten Feste sofort klar wird: die Stammhausgründung erfolgt als Ableitung von einem Urhaus, einem ursprünglichen Gründer, der in dem komplizierten Stammbaum, wie er bei solchen Ereignissen hergestellt und ausgehängt wird, auch ausdrücklich genannt ist. Auf diesen bezieht man sich, diesem „wendet man sich zu", diesen bemüht man als Ahnen. Die Kette ist rückwirkend, damit „aufsteigend". Mit der Gründung soll eine neue Folge der Kette geschaffen werden. Beim Totenfest holen die Ahnen einen der ihren ab, der biologisch erloschen ist. Er hat durch Nachkommenschaft bewiesen, daß er den Rang des Ahnen verdient, daß seine Ahnen ihn begünstigten, sich im „zuwandten". Es wird nichts gegründet, sondern bereits Gegründetes (Geschaffenes - biologisch wie sozial: als Erfolg) bedankt. Dem Bild des „absteigenden Rauchs" sind hier Grenzen gesetzt. Wie beliebt aber die „Rauch"-Metaphorik ist, möge noch ein anderes Beispiel belegen: wo man lebt, hat man einen Herd, auf dem man Nahrung bereitet. Dabei entsteht Rauch. Das *banua tang merambu*, das Haus ohne Rauch, ist darum kein Haus mit Leben, sondern ein Haus für Tote: das Grabhaus.

Es zeigt sich, daß das *rambu solo'*, was Aufwand, investierte Mittel und Selbstverständnis betrifft, als das bedeutendste Toraja-Fest überhaupt gelten kann. Ob arm oder reich, jede Familie versucht, einem verstorbenen Mitglied ein repräsentatives Fest zu stiften. Der Überbau des *aluk to dolo* deutet das als Pflicht gegenüber den eigenen Ahnen. Freilich muß die Aufnahme in den Ahnenstand verdient sein. Ein verstorbenes Kind kann diesen Rang nicht haben und bekommt darum auch kein besonderes Fest. Hohes Alter bei reichlicher Nachkommenschaft verpflichtet dagegen sehr, gleichgültig welchen Geschlechts der Verstorbene ist. Da die Geldmittel - etwa um die so wichtigen Opferstiere zu kaufen - selten sofort verfügbar sind, und erst Absprachen innerhalb der weitverzweigten Clans getroffen werden müssen, kann es vom Ableben bis zur Totenfeier Jahre dauern.

Während dieser Zeit gilt der Verstorbene nicht als tot, sondern als „krank" (*masaki ulunna* 'kopfkrank') oder auch „schlafend". Er wird zwar eingesargt, bleibt aber im *tongkonan*, mehr noch: im Schlafzimmer der Familie. Den Verwesungsgerüchen begegnet man heute durch Formalin-Injektionen oder Einschweißen in Plastik. Früher wurde in den Boden des Sargs eine Bambusröhre getrieben, mit der man die Verwesungsflüssigkeit ableitete. Man konnte auch einen Zauber („Einfangen des letzten Atems") machen, um den Geruch zu bannen, oder man ignorierte ihn einfach. Die Erklärung lautete dann: Da der „Kopfkranke" noch täglich Speisen bekomme, danke er mangels anderer Gaben durch den Verwesungsgeruch. Das Totenfest ändert den Status des Verstorbenen. Nun darf er „tot" (*to mate*) heißen. Durch das Ritual (*aluk to mate*) wird seine herumirrende Seele ins Ahnenreich (*puya*) entlassen.

Die Feier hierzu kann mit demselben Recht, wie es jemand für das balinesische *ngaben* sagte, als das größte Ereignis im Leben eines Toraja gelten. Reichen die Mittel nicht, spart man und nimmt Kredite auf. Verpflichtet eine Vergeltungsleistung, versucht man, nicht unter dem Empfangenen zu bleiben, sondern möglichst sogar etwas darüber zu gehen. Man kann dann mit einer entsprechenden Geste rechnen, wenn man wieder Empfänger wird. Dieses sich abwechselnde ständige Überbieten ist im Laufe von Generationen oft genug Grund rettungsloser Verschuldung und völliger Verarmung gewesen. Auch heute ist es noch schwer, eine sinnvolle Einschränkung nahezulegen. Zu sehr ist das Ansehen noch von dem repräsentativen Aufwand des *rambu solo'* abhängig.

Anberaumt wird ein *rambu solo'* vorzugsweise nach der Ernte in der noch trockenen Jahreszeit. Denn dann sind nur wenige Feld-Arbeiten nötig, man kann damit rechnen, daß sich viele Gäste freimachen werden, die Wege sind noch gut begehbar und Platz für die Opferstiere bietet sich reichlich auf jedem Brachfeld an. Je nach Stand - oder heute besser Vermögen - kann das Fest sehr unterschiedlich ausfallen. Arme werden wenig Dekor verwenden, kein eigenes

Sarghaus bauen, alles im Bereich des eigenen Hauses stattfinden lassen und es so kurz halten wie möglich. In einem solchen Fall sind die signifikanten Abschnitte kaum zu erkennen. Ein Fest in vollem Umfang nimmt mehrere Tage in Anspruch, ja es hat Fälle gegeben, in denen ein ganzes Jahr bis zum eigentlichen Abschluß verging (1990/91 in Siguntu).

Der traditionelle Festplatz ist der *rante*, ein Feld, das durch locker arrangierte, kaum bearbeitete Menhire gekennzeichnet ist. Früher gehörte es einem reichen, d.h. landbesitzenden Clan und war nur für solche Feste bestimmt. Mit der Christianisierung verschwanden die meisten *rante* und wurden zu Friedhöfen. Der bedeutendste des ganzen Torajalandes, in Bori, steht seit einigen Jahren unter Denkmalschutz. Die meisten *rambu solo'* finden darum heute entweder auf einer ausgesparten Parzelle eines Feldes statt oder noch häufiger im Wohnbereich des Weilers.

An welchem Platz auch immer, es muß ein Komplex aus Gästehütten errichtet werden. Das Material ist immer der billige und nicht sehr dauerhafte Bambus. Das Aussehen kann von einem simplen Unterstand bis zu bemalten, doppelstöckigen *tongkonan*-Imitationen reichen. Je nach Aufwand kostete 1996 ein solcher *pondok* 300 bis 3.000 DM. Da bei großen Festen bis zu 100 *pondok* gebaut werden müssen, kann man leicht errechnen, wieviel Geld die Familie allein hierfür aufbringen muß. Nach dem Fest wird alles dem Verfall überlassen. Eine Wiederverwendung oder ein Verkauf ist in der Regel tabu, obwohl solche Fälle aus ökonomischen Überlegungen heute bereits vorkommen. In den Zeiten der Feudalgesellschaft geschah mit dem ganzen Komplex etwas anderes: Er ging in einer gigantischen „Götterdämmerung" in Flammen auf. Das ist heute verboten - mag sein wegen der Brandgefahr, mag sein, um die Materialverschwendung einzudämmen.

Alle *pondok* werden nummeriert, etliche bekommen eine besondere Bestimmung: etwa für den Festordner (Mikrophone, Tonbänder), den Steuereinnehmer oder als Ehrenplätze für besondere Gäste (Regierung, Militär u.a.). Zwei Gebäude fallen aus dem Rahmen: Das Sarghaus, auf dem während der ganzen Festzeit der Sarg mit dem Toten steht und in dessen Nähe auch alle Kultgesänge und -tänze stattfinden und das Gäste-Empfangshaus, in dem die Geschenke überreicht werden und die Bewirtung erfolgt. Beide stehen gewöhnlich in der Mitte der Anlage. Die Bauweise aller Hütten ist einfach. Viele Familien erstellen die Anlage heute selbst und sparen dabei die Lohnkosten. Dem Ansehen dienlicher ist es aber, Spezialisten zu beauftragen. Wegen der Witterungsempfinglichkeit des Bambus beginnt man mit den Arbeiten immer erst ein bis zwei Monate vor dem Fest. Ist es endlich soweit, wacht ein „Festkomitee" aus Familienmitgliedern und Kultsachverständigen (*to mebalun* 'für das Totenritual') über den Ablauf. Dieser gliedert sich bei einem klassischen *rambu solo'* in 4 Teile:

I. Überführung des Toten in das Sarghaus
II. Empfang der Gäste
III. Büffelopfer
IV. Überführung des Toten ins Grab

Zwischen diese Teile können „Ruhetage" geschoben werden. Die Überführung des Toten ist schlicht der Transport des Sarges aus dem Schlafzimmer der Familie zu dem höchsten Podest des Sarghauses. Immer muß der Sarg <u>über</u> der Festgemeinde stehen und möglichst sichtbar sein. Für diesen Transport benutzt man denselben Katafalk, mit dem man am Ende den Sarg zum Grab bringt. Er wird auf einem Bambusgerüst befestigt, das von zahlreichen jungen Männern unter Schütteln und Drehen getragen wird, begleitet von lautem Johlen und gelegentlichen Gesängen. So will man böse Geister verscheuchen, ein Brauch, der so wichtig ist, daß selbst bei der nur kurzen Transport-Strecke innerhalb eines Weilers ein größerer Umweg bis zu den nächsten Kreuzungen eingeschoben wird. Einmal aufgestellt, folgen nach einem Gottesdienst die traditionellen Gesänge, Tänze und Rezitationen: *ma'katia* 'Klagelieder', vorgetragen von Mädchen und Frauen, *ma'badong* (ein stilisierter Lobgesang mit Stationen der Biographie in bewußt altertümlicher Sprache), vorgetragen von Männern in der Art eines langsamen Reigens, *ma'maraka* (Trauer-Texte mit biographischen Details), nachts neben dem Sarg von einzelnen Männern oder Frauen rezitiert. Diese Stücke sind festes Repertoire und werden an den folgenden Tagen ständig wiederholt.

Die Gäste-Empfänge können auf mehrere Tage verteilt sein. Mit ihnen ist der repräsentative Höhepunkt erreicht. Der ganze Komplex ist jetzt mit (nach Möglichkeit) traditionellen Tüchern (*sarita, kain ikat*), Perlengehängen (*kandaure*), und Dolchen (*kris*) dekoriert - alles oft generationenalte Erbstücke. Die Gästegruppen formieren sich nach bestimmten Regeln zu Zügen. „Grobes" bildet die Vorhut, z.B. gespendete Tiere (Schweine oder *tedong* 'Opferbüffel') und Palmwein (*tuak*); dann folgen der Führer und die Frauen. Diese tragen zur schwarzen Festrobe einen Festhut aus einem besonders feinen goldfarbenem Bambus. Eine Reihe solcher Hüte gehört zu den eindrucksvollsten Bildern des Festes. Den Abschluß bilden die Männer, die gewöhnlich noch weitere Geschenke tragen. Noch vor dem Gästeempfangshaus werden alle von Mitgliedern der Familie „abgeholt"; als Ehrenbezeugung werden dabei Betelnuß und Zigaretten gereicht. Die Tiere führt man währenddessen auf ein Brachfeld, den *tuak* stellt man vor den *pondok* ab. Je nach Rang folgen weitere Ehrenbegrüßungen: der Kriegstanz *ma'randing* (ein tänzelndes Scheingefecht mit Jodlern oder Gicksen im Diskant) und *pa'suling* (ein Bambusflötenspiel mit langgezogenen Tönen). Im Eingang warten „die Zierden ihres Geschlechts": ein junges Mädchen und ein junger Mann in traditioneller Prunkrobe (Kris im Perlen-Gürtel, *kandaure* über dem Rücken, Diademe etc.). Ihre Funktion ist es, eine „schöne

Begrüßung" zu bieten und die Würde des Hauses augenfällig zu machen. Erst dann tritt der Hausherr oder Festleiter in Erscheinung. Die Gäste überreichen die Geschenke, werden ins Haus geführt und dort mit Kaffee und Gebäck bewirtet (vorzugsweise mit Kaffee, denn die Toraja gehören zu den wenigen klassischen Kaffee-Trinkern des Archipels).

Während eine gemessen ruhige Unterhaltung geführt wird, werden draußen die beiden wichtigsten Tanzgesänge abgehalten, jetzt makellos und in größter Konzentration: die intimen Klagelieder *ma'katia* und dieser eigentümlich rhythmisierte Lobgesang des *ma'badong*, der für Auge und Ohr zu den Höhepunkten eines *rambu solo'* gehört. Die Gästegruppen können nähere oder entferntere Verwandte, Freunde oder auf irgendeine Weise der Familie verbundene Bekannte sein, auch offzielle Gruppen von Ämtern, Firmen, Institutionen. Jeder Gast bedeutet Ehrung, jeder Bericht über das Fest bedeutet Verbreitung des Ansehens.

An Farbigkeit, Abwechslungsreichtum und Aktivität werden die Gäste-Empfangstage vom Tag des Büffelopfers nicht übertroffen. Gemäß dem *aluk to dolo* gilt aber dieser Tag als Höhepunkt. Denn der *tedong* - nur der männliche! - ist der unabdingbare Begleiter der Seele in die jenseitige Ahnenwelt *puya*. Die Mythe besagt, daß die Reise ins Jenseits lang und schwierig sei; darum brauche die Seele ein kräftiges Reittier, das nur der *tedong* abgebe, da er mit allen Gefahren fertig werde: nämlich dem Überqueren von „Hunderten von Bergen und Tausenden von Tälern". Braucht aber eine einzige Seele mehr als einen *tedong*? Nein, die anderen dienen als Nahrung der Seele. Zuletzt kommt die Seele an den Seelenfluß (*salu bombo*) und sieht sich fünf Brücken gegenüber. Jede von diesen ist für eine bestimmte Klasse bestimmt, und die Seele muß die Brücke ihrer Klassenzugehörigkeit wählen.

Diese Mythe beruht auf einer transzendierten Wirklichkeit, die es nicht mehr gibt. Die feudalen Klassen mit dem selbstverständlichen Großgrundbesitz und der ebenso selbstverständlichen Sklavenhaltung sind abgeschafft. Land ist kein vorweisbarer Maßstab mehr. Positionen in der Gesellschaft sind es. Einstige Sklaven haben es heute weiter gebracht als ihre ehemaligen Herren. Diese fühlen sich brüskiert, wenn ein reichgewordener „Sklave" soviele *tedong* opfert, wie es sonst nur die Oberschicht durfte: zwölf und mehr. Einem Sklaven war früher nur ein Schwein (und wiederum nur eine Sau, nicht einmal ein Eber) erlaubt. Der Verfall der Feudalordnung hat seltsamerweise keinen Verfall der Wertmaßstäbe bewirkt, sondern eher eine Art Wettstreit bedingt. Mehr Opferbüffel sind ein höherer Vorzeigewert und bedeuten damit mehr Ansehen und zu erhoffende Geltung. Außenstehende können nicht immer erkennen, welcher Schicht ein Fest angehört, erfahren es aber in der Regel sehr schnell („*orang kaya*", „...*biasa*", „...*miskin*" etc.), immer mit dem Beiklang von Respekt oder Geringschätzung. Bei aller mythischen Verbrämung: das Opfern selbst ist

reines Schlachten. Es erfolgt durch Schächten - von Männern, die darin Routine haben und als Auszeichnung das begehrte Nackenfleisch bekommen. Ist alles vorbei, hat der Festplatz nichts Feierliches mehr. Er gleicht einem mit Kadavern übersäten Schlachtfeld.

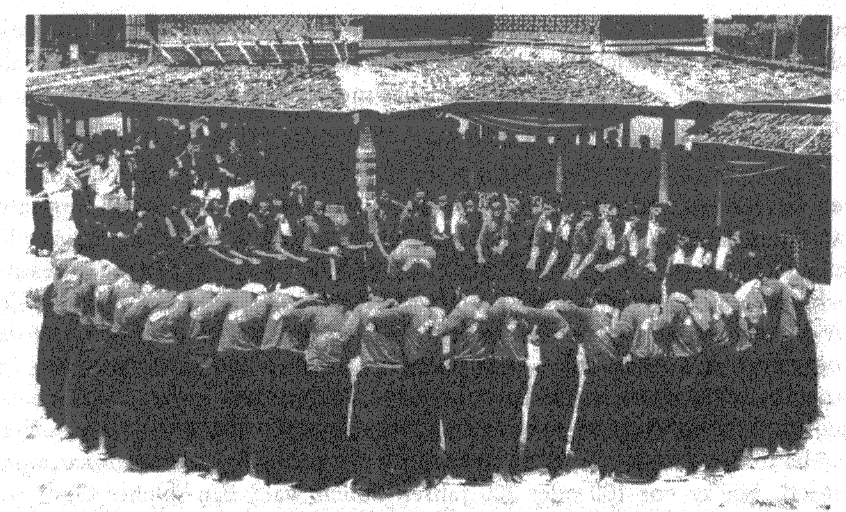
Die Überführung ins Grab bildet den Abschluß. Sie ist einfacher und von weniger Ritualen begleitet als die Überführung ins Sarghaus. Ist der Sarg in die Kammer geschoben, wird ein kurzes Gebet verrichtet und die Gemeinde löst sich auf. Der Katafalk bleibt neben dem Grab zurück, wird nie wieder benutzt, auch nicht demontiert und als Holz verwertet. Er verfällt im Laufe der Zeit. Die Gräber sind Einzelgräber, selten Grüfte. Immer beliebter werden *banua tang merambu* 'Hausgräber', offenbar weil sie sich zur Demonstration von Sozial-Prestige besser eignen als die einfachen, mit einer kleinen Türe verschlossenen Kammergräber im Fels. (Extremstes Beispiel: das Grab des Frans Kareba in Kete Kesu, das überdimensional und in Beton einen Holzsarkophag imitiert, wie er vor 100 oder 200 Jahren üblich war.) Ein solches Grab wird gerne schon zu Lebzeiten in Auftrag gegeben. Wird es bis zum Zeitpunkt des Festes nicht fertig, bleibt der Sarg bis zur endgültigen Überführung im Sarghaus. Ein Familienmitglied muß dann neben ihm sein Nachtlager einrichten und für die täglichen Opfer sorgen.

2. Das Totenfest von Buntupune*

1982 hatte ich das Glück, eines der großen Toraja-Totenfeste fast in voller Länge mitzuerleben. Es dauerte 10 Tage und wies in geradezu mustergültiger Klarheit alle Abschnitte und Details auf, die traditionellerweise zu einem solchen Fest nötig sind. Gestorben war zwei oder drei Jahre zuvor die Gattin des letzten *raja* von Buntupune, der vor der Unabhängigkeit zum angesehensten Feudaladel der Toraja gehörte. Das Ansehen bestand immer noch, aber nicht mehr die Macht. Dank dieses Ansehens fühlte sich die Familie zu einer einzigartigen Demonstration von Kultur und Clan-Stärke des Torajatums verpflichtet. Den Termin hatte man frühzeitig bekanntgegeben. An das indonesische und japanische Fernsehen sowie an Repräsentanten des öffentlichen Lebens und ausländischer Vertretungen waren Einladungen verschickt worden; und für gewisse Kostümfragen hatte man sogar Modeberater herangezogen. Die Sargträger und gleichzeitig Tänzer des Reigens *ma'badong* (2 Gruppen von je 40-50 Mann) trugen T-Shirts mit dem Aufdruck BUNTUPUNE auf dem Rücken. So würde der Name durch Filme und Fotos in alle Welt getragen und damit der Familienehre dienen. Das sei eine Neuerung, sagte man mir. Seitdem ist es bei allen größeren Festen üblich geworden, auf diese Weise auf sich aufmerksam zu machen und dem Gedächtnis einzuprägen.

---

* Buntupune = *bukit paku aji* oder *pakis haji* (Cycas rumpfii Miq.) bedeutet „Palmfarnhügel"



Tänzer des Reigens *ma'badong* von Buntupunne

Die Verstorbene war schon hoch betagt, weit in den Neunzigern. Ein Künstler wurde beauftragt, nach Fotos aus den letzten Lebenstagen eine porträtgerechte Figur zu schnitzen. Drei bis vier Monate hatte er Zeit dafür. Die abschließende Arbeit machte er vor Ort unter den Augen der Familie. Mit seinen Gehilfen bemühte er sich nun, jedes Detail so realistisch genau zu treffen, wie es die Familie wünschte: mit allen Zeichen des hohen Alters, wie eingefallenen Wangen, strähnigen und schütteren Haaren, faltiger Haut und hervortretenden Adern. Der ohnehin schon hautgelbe Ton des *nangka*-Holzes mußte durch eine gelbe Tünche noch verstärkt werden. Das Ergebnis war ein drastischer Naturalismus, der die klinisch deutlichen, ganz und gar ungeschönten Fotos noch übertraf. Wirklich geschnitzt wurden nur Kopf, Arme und Beine. Der Körper war ein Lattengestell, das später dank der Bekleidung der Figur ohnehin nicht mehr zu sehen war. Ein zweiter Porträt-Kopf war von einem Enkel bestellt worden, der es im Militär oder in der Polizei in Kalimantan zu einem ansehnlichen Posten gebracht hatte und dafür seiner Ahnin Dank zu schulden glaubte.

Die Originalfigur spielte die Rolle des *tau-tau*, des Abbilds der Toten, dessen Standort später vor dem Grab sein sollte, um bei gelegentlichen Gedenkfeiern die Opfer „entgegenzunehmen". Zunächst aber sollte es die bildliche Gegenwart der Toten während des ganzen Festes repräsentieren und neben dem Sarg stehen. Als die Figur gerade fertig bekleidet und mit einer Tänzerinnen-Krone versehen war, im Augenblick der Abschiedsehrung mit traditionellen Klagegesängen, noch bevor der Sarg zum Festplatz überführt werden sollte,

kam es zu einem Eklat. Der Pfarrer der Pfingstkirche hatte Einwände. Er war eingeladen worden, eine Art Totenamt zu halten; dabei hatte er sich einen der Timotheus-Briefe des Paulus vorgenommen und auch Bemerkungen über „Irrglauben" einfließen lassen. Beim Aufbruch gewahrte er die Figur. Sie mußte ihm als Vertreter einer abbildfeindlichen Kirche heidnisch vorkommen und er gab es zu verstehen. Es kam zu längeren Verhandlungen, an deren Ende ein typischer Kompromiß stand: die Figur durfte bei dem Fest anwesend sein - aber verhüllt!

Die Überführung, der erste wichtige Zeremonial-Abschnitt des Festes, von dem Weiler Buntupune zu dem ein bis zwei km entfernten Festplatz (*rante*) Kerasik vor den Toren von Rantepao nahm einen ganzen Tag in Anspruch. An beiden Plätzen wurde noch fieberhaft gearbeitet: dort an den Katafalken, hier an den Gästehäusern. Nach dem Mittagessen formierte sich endlich der Zug. Er brauchte für die Strecke zwei Stunden. Es war ein buntes und lautes Spektakel. Die Anordnung war streng geregelt mit dem Sarg der Toten als Abschluß und Höhepunkt. Den Auftakt bildete eine Gruppe geschmückter Opferstiere (*tedong*), von denen später schon vier geschlachtet wurden, um die ersten Gäste beköstigen zu können. Es folgten fünf „Krieger" mit Büffelhornhauben; sie trugen Speere und Schilde, tänzelten in einer Art von Scheingefecht und stießen in Abständen die typischen „Toraja-Jodler" aus. Ihre Kleidung war in gelb und rot gehalten. Die anschließende Gruppe der zehn Mädchen wirkte feierlich und ernst. Es waren die *ma'katia*-Sängerinnen, und gelegentlich ließen sie etwas von diesem Klagegesang hören. Sie trugen himmelblaue Blusen und anthrazitfarbene *sarung*, zudem Kronen (*songko*), die den Hausmodellen der Toraja ähneln. Eine solche Krone war auch der Statue der Toten aufgesetzt worden. Ein Mann in weißer Schärpe führte die Gruppe an. Es folgte der große neue Gong, der eigens für dieses Fest in Java bestellt worden war. Er habe 400.000 Rupiah, das waren seinerzeit 1.400 DM, gekostet. Sein tiefer, dröhnender Klang war immer dann zu hören, wenn ein neuer Abschnitt begann (etwa bei der Folge der späteren Gästezüge) und begleitete so das ganze Fest. Während der Zuges vermittelten die dumpfen Schläge eine Aura von Bedeutung und Feierlichkeit, die auch charakteristisch für die balinesischen *ngaben* ist. Die Verbindung kommt nicht von ungefähr: Ein solcher Gong scheint kein originales Element der Toraja-Feste zu sein; vielleicht haben balinesische *ngaben* so sehr Eindruck gemacht, daß man bestimmt Elemente aufgriff und imitierte.

Die kleine Gruppe von vier Fahnen und einer Standarte, vermutlich Familienwappen, leitete zum feierlichsten Teil des Zuges über, beginnend mit zwei tuchverkleideten Schreinen, deren Bedeutung mir nicht einheitlich erklärt wurde; am wahrscheinlichsten schien mir, daß sie als Sitze für je einen männlichen und weiblichen Nachfahren dienten, ein Symbol also für den biologischen

Fortbestand des Clans. Im weiteren Verlauf des Festes waren sie nicht mehr zu sehen. Es schloß sich der erste Katafalk an, in dem sich die umstrittene Statue befand, getragen von Männern in roten *sarung* und gelben T-Shirts mit dem Aufdruck BUNTUPUNE. Danach kam die große Gruppe der engeren Familienangehörigen, alle in schwarz. Sie hielten ein rotes Tuch, das „Lebenstuch“ über ihren Köpfen. Es ging von dem Sarg mit der Toten aus, der unmittelbar folgte. Ein symbolischer Akt, der nicht nur die bloße Verbindung der Lebenden zu den Toten bedeutet, sondern auch deren Fortwirken. Der zweite wiederum hausförmige Katafalk, das größte Objekt im ganzen Zug, enthielt den Sarg mit der Toten. Ihn trugen Männer mit roten T-Shirts (wiederum mit BUNTUPUNE-Aufdruck) und schwarzen *sarung*. Beide Katafalke wurden an den Kreuzungen unter Johlen geschüttelt und gewirbelt, dann von ihren Trägern mit einem Stück *ma'badong*-Reigen umtanzt.

Die immer wieder vorkommenden Farben schwarz, rot und gelb, dazu noch weiß sind die klassischen Farben der Toraja; sie finden sich an allen Häusern und werden - freilich nicht immer einmütig - sowohl kosmologisch als auch soziologisch gedeutet: als Himmel, Erdenwelt und Unterwelt bzw. Oberschicht, Mittelschichten und (einst rechtlose Sklaven-) Unterschicht.

Am Festplatz angekommen, wurden die Katafalke demontiert und Statue und Sarg über eine lange Rampe ins Sarghaus geschoben, wiederum gefolgt von den Gesängen *ma'badong* (der Männer) und *ma'katia* (der Frauen). Der Rest des Tages diente der Volksbelustigung: die *tedong* wurden auf das Brachland unterhalb des *rante* getrieben und zu Kämpfen gereizt. Doch nicht immer entwickelten die Tiere soviel Aggression, daß sie aufeinander losstoben. Geschah es, versuchte ein *tedong* den anderen mit Stirn und Hörnern zu Boden zu drücken bzw. in die Flucht zu schlagen - dann brach ein Johlen aus und es wurde wie wild gewettet.

Die Nacht war ausgefüllt mit Rezitationen: *ma'maraka*, das sind Klagelieder mit biographischen Details, vorgetragen über Mikrophon von 4 Rezitatoren, lang, monoton, sehr ernst. Gleichzeitig aber trugen die beiden Sargträgergruppen abwechselnd den *ma'badong* vor, halb gesungene, halb rezitierte feierliche Eulogien auf die Tote, wobei sie einen Kreis bildeten und rhythmische Bewegungen ausführten. Mitten im Kreis stand der „Dirigent“ oder, wenn man will, der Koordinator. Die häufigen Unterbrechungen ließen erkennen, daß man noch übte.

Der Festplatz von Kerasik lag auf einer Schräge am Rande des Tales mit herrlichem Blick auf die rahmenden Berge. In der Mitte befanden sich Menhire. Um diese herum waren an die 100 meist zweistöckige Gästehäuser (*pondok*) aus Bambus errichtet worden, jedes in den vier traditionellen Farben bemalt, doch jeweils mit anderen, ebenfalls traditionellen Mustern. Selbst die Dachkonstruk-

tionen wahrten die Tradition des vorkragenden Toraja-Daches. Eigens für das Fest war ein Stromanschluß gelegt worden; in einigen *pondok* flackerten abends Fernseher! Alle Häuser waren nummeriert und wurden vom „Fest-Komitee“ den Gästen zugewiesen. In einem Haus saß der Steuereinnehmer; denn an dem Fest verdiente die Regierung mit: die Eröffnung kostete 15.000 Rupiah (= ca. 50 DM), die Opferung eines *tedong* 9.500 Rupiah (= ca. 35 DM). In einem anderen Haus saß das Fest-Komitee selbst und gab per Lautsprecher Anweisungen. Innerhalb des Häuserrings befanden sich die beiden wichtigsten Gebäude: an der höchsten Stelle im Gelände das Sarghaus mit einer weißen Kanzel davor; im unteren Geländebereich das Gästeempfangshaus. Alle Gebäude waren für die nächsten Tage mit roten Tüchern dekoriert, der Eingang des Empfangshauses sogar mit 2 Paradiesvogelbälgen und Erb-Krisen.

In diesem einzigartigen Rahmen spielten sich die beiden nächsten Abschnitte des Festes ab: der Gäste-Empfang und das Büffelopfer. Höhepunkt vom äußeren Gepränge her waren die Gäste-Empfangstage. Zunächst wurden drei Tage angesetzt, dann entschied die Familie, alles in zwei Tagen abzuwickeln, vielleicht mit Rücksicht auf wichtige Gäste. Zu keiner Zeit war der Festplatz so lebhaft und bunt wie an diesen beiden Tagen. An die 30.000 Besucher soll es gegeben haben. Der Empfang der Gäste verlief wieder nach einem strengen Zeremoniell. Jede Gastgruppe formierte einen Zug, der von der Straße aus den ganzen Bogen der Gästehäuser abschritt, dann im Empfangshaus zu Kaffee und Gebäck Platz nahm und schließlich einen zugewiesenen *pondok* bezog. Noch während die eine Gruppe bewirtet wurde, rief der Festordner den nächsten Zug zum Bereitmachen auf. Die „Vorhut“ eines Zug bildeten die gestifteten Tiere (*tedong*, Schweine) und die Bambusröhren voller *tuak* (Palmwein). Die *tedong* wurden auf dem Platz an den Menhiren festgebunden, die Schweine hinter, der *tuak* vor den *pondok* abgestellt. Dannn folgte der Anführer mit weißer Schärpe und Stab oder Lanze, anschließend die Gruppe der Frauen, besonders eindrucksvoll mit ihrer Festkleidung, zu der die prächtigen Bambushüte (*saarong*) gehören, abschließend die Gruppe der Männer. Etliche trugen Geschenke. Hatte der Zug das letzte Viertel erreicht, wurde er von dem Begrüßungszug der Familie abgeholt. Zu diesem gehörten die Krieger mit ihrem Kriegstanz *ma'randing*, die *ma'katia*-Tänzerinnen, jetzt in rosa und beige, zwei männliche und zwei weibliche Empfangsvermittler (*pengantar tamu*) in Prunkkostümen (Goldschmuck, Krise, Perlenumhang) und eine Gruppe von Männern (*to ma'pangan*) in weiß und rosa, die Zigaretten und Betelnuß boten. Hatten die Gruppen das Empfangshaus erreicht, setzte sich von der Küche her der Zug der Tee- und Gebäckträger in Bewegung.

Während der Bewirtung formierten sich die *ma'katia* -Gruppe der Mädchen und die *ma'badong*-Gruppen der Männer und trugen ihre Klagelieder bzw. Eulogien wieder mit tänzelnden Bewegungen vor. Diese Augenblicke waren die

Höhepunkte. Auf der großen Fläche, und nun auch perfekt vorgetragen, waren diese Gesänge ungeheuer eindrucksvoll. Die *ma'badong*-Gruppe in rot-schwarz bereicherte zudem ihren Vortrag noch durch rhythmische Handbewegungen, wie bei einem *action song*; eine ungewöhnliche Lösung, der ich nie wieder begegnet bin. Unnötig zu sagen, wie nun auch der T-Shirt-Aufdruck BUNTUPUNE von 40 - 50 Rücken gleichzeitig ins Auge sprang. Eine raffiniert bedachte Wirkung, die den Namen des Stammsitzes anders kaum besser hätte propagieren können. Ein solcher *ma'badong*-Ring mit der eigentümlichen Rhythmisierung der Silben ist mit Recht zum Inbegriff des *rambu solo'*, des Totenfestes, geworden.

Die einzelnen Gästezüge unterschieden sich nach Größe, Ausstattung, Menge der Geschenke, Art des Empfangs. Sie folgten dicht aufeinander, manchmal zu dicht, so daß die Lautsprecher-Ansage zum Bereitmachen in die noch laufenden Gesänge hineinplatzte. An den beiden Tagen mögen es zusammen 50 - 60 Züge gewesen sein. Den Abschluß bildete jeweils ein großes Mahl aus Reis, meist dem roten, Gemüse und viel Schweinefleisch. Dazu trank man *tuak*. Jeder *pondok* hatte seine eigene Küche im Freien hinter dem Haus. Dort wurden auch die Schweine geschlachtet, abgesengt, zerlegt und ihr Fleisch als *pa'piong* (in der Bambusröhre) gegart. Der Geruch der abgesengten Borsten lag wie ein Nebel über dem Platz. An die 600 Schweine seien allein an den Gästeempfangstagen verzehrt worden. Die Steuer für ein geschlachtetes Schwein: 3.500 Rupiah (= ca. 12 DM).

Es folgte ein Ruhetag, dann der dritte Abschnitt, der theologisch als Höhepunkt gilt: das Büffelopfer (*memoton tedong*). Der Festdekor war weitgehend abgehängt worden, schwarz herrschte vor, die *ma'katia*-Tänzerinnen trugen wieder himmelblau-anthrazit. Nichts mehr war übrig von dem Gepränge der Vortage, es waren auch nicht mehr soviele Gäste da. Ja, einige Besucher donnerten sogar mit ihren Motorrädern in den Festplatz und stellten sie vor den *pondok* ab. An die 40 - 50 *tedong* standen zum Schächten an. Etliche wurden „umgewandelt" für soziale Zwecke, d.h. verkauft, um irgend etwas zu finanzieren. Das Schächten geschah in rascher Folge, die Schächter waren Könner ihrer Sache und sollten mit einem einzigen Schlag den Hals durchtrennen. Gelang es, beglückwünschte sie Johlen, mißlang es, bekamen sie Pfiffe ab. Einmal war ein Tier schlecht getroffen worden, riß sich los, stürmte auf einen *pondok* zu und rannte ein hier abgestelltes Motorrad um, das ziemlich demoliert wurde. Hier brach es zusammen und verendete. Nach einer Stunde war der blutige Akt vorbei. Der Festplatz glich nun einem Schlachtfeld. Überall zwischen den Menhiren lagen die geopferten Tiere, „Seelenbegleiter" in sehr großer Zahl für eine einzige Tote, Speise für die zahlreichen Gäste. Gleich nach dem Schächten begann das Abhäuten, Zerlegen und Verteilen. Ein Geruch aus Blut und Dung breitete sich aus und lockte Fliegen und Hunde an.

Der letzte Abschnitt, die Überführung der Toten ins Grab, wurde aus „magischen" Gründen mehrfach verschoben. Der *to minaa* (der Kultsachverständige oder Priester des alten Glaubens) hatte immer noch soviel Einfluß, daß er trotz aller Absprachen Termine ändern konnte. So gerne ich den Abschluß miterlebt hätte, meine Zeit erlaubte es nicht mehr. Ich mußte abreisen. Später traf ich einen Festbesucher wieder, der mir berichtete, es wäre ein enttäuschender Abschluß gewesen. Der *to minaa* hatte keine günstige Entscheidung getroffen. Denn der Tag der Überführung war völlig verregnet. Nur noch wenige Gäste hatten ausgeharrt. Verschlammte Wege verleideten den Trägern jeden rituellen Aufwand. Nach einer Stunde war alles geschehen, d.h. der Sarg war zum Grabhaus gebracht und dieses verschlossen. Die Katafalke wurden dem Verfall überlassen, wie alle Gebäude auf dem Festplatz auch. Der Lichtanschluß verschwand; in einige *pondok* zogen Obdachlose ein. 1986 riß ein Sturm die letzten bereits morschen Bambuswände ein.

3. Opferbüffel müssen nicht arbeiten

Dem schmerzenden Ziehen am Nasenring nachgebend, hebt der Wasserbüffel den Kopf. Nun liegt der Hals frei. Der Schlächter holt mit dem Säbel (*parang*) aus und läßt ihn mit einem gewaltigen Hieb in den Hals des Tieres fahren. Die Schlagader ist getroffen. Eine Blutfontäne schießt hervor. Tausendfaches Johlen erschallt; es gilt als Lob für den Schlächter, der, blutbespritzt, den *parang* zum Dank über dem Kopf schwingt, eine großtuerische Pose von urzeitlichem Charakter, wie: vollzogene Rache oder errungener Sieg. Tatsächlich ist er ein „Spezialist". Der Büffel hatte sich aufgebäumt, war dann zusamengebrochen und verblutet nun unter gräßlichem Röcheln und gelegentlichen Zuckungen. Leute mit Bambusröhren springen herbei, um das Blut aufzufangen. Es ist ein wichtiges Nahrungsmittel. Der Schlächer wischt mit großer Geste auf dem Rücken des verendenden Tieres das Blut vom *parang*.

Später bekommt er als besondere Ehre für den gekonnten Hieb das Nackenfleisch, das als das wertvollste gilt und besonders muskulös ist. Diese Formung wurde durch eine besondere Behandlung des Büffels erzwungen: wo es nur immer ging, mußte das Tier den Kopf in die Höhe recken, etwa beim Füttern oder vor allem bei den „Badepausen" in den Bächen und Tümpeln. Man befestigte ganz einfach das Seil mit dem Nasenring an einem Recken aus Bambus und hielt es so kurz, daß die Nase des Tieres fast senkrecht nach oben gezogen wurde. Dadurch entstünden, so sagt man, im Laufe der Zeit die so charakteristischen Nackenwulste.

Das blutige Ritual gilt als der Höhepunkt eines Festes, das die Toraja zu Ehren ihrer Toten abhalten. Es ist ein Relikt alter Glaubensvorstellungen, das in dem aufwendigen Ahnenkult eine beherrschende Rolle spielt und weder durch die Kirche noch durch moderne, auf ökonomischen Sinn abzielende

Aufklärungsversuche beseitigt werden konnte. Der Wasserbüffel, die Toraja nennen ihn *tedong*, ist Seelenbegleiter, ja „Reittier" der Seele des Toten, und damit Garant eines glücklichen Eintritts in die Jenseitswelt der Ahnen. Diese Ahnen beweisen dann ihren Dank durch die Erfolge ihrer Nachfahren im Diesseits. Für Wahl, Wert und Anzahl der Opfertiere gelten etliche Kriterien. Zum einen kommen nur männliche *tedong*, also *tedong*-Stiere, in frage. Sodann spielen Rang, Nähe zur betroffenen Familie und die traditionelle Pflicht der Vergeltungsleistung (für eine früher selbst schon empfangene Leistung) eine große Rolle. Schließlich haben auch Sozialstatus und Vermögen der betroffenen Familie Einfluß auf die Anzahl: nicht unter vier, möglichst zwölf. Immer noch sind die Rangordnungen der einstigen Feudalgesellschaft von gewisser Bedeutung. Wer zur früheren „Herrscherschicht" zählt, ist es seinem Ansehen einfach schuldig, nicht weniger als 12 Opferstiere aufzuweisen. Wer aus der ehemaligen „Sklavenschicht" stammt und früher überhaupt keine Stiere opfern durfte, es jetzt aber tun will, weil er zu Geld und Geltung gekommen ist und seinen Ahnen dafür Dank schuldet, wird schief angesehen. Eine Begrenzung der Anzahl nach oben setzt nur die Regierung, um die oft fatale Verschuldung solcher Familien einzudämmen. Andererseits zehrt die Regierung von solchen Festen, indem sie pro Tier eine Steuer erhebt.

Abgesehen von der bloßen Anzahl der *tedong*, die so wichtig für das Sozial-Prestige ist, sind noch zahlreiche andere Kriterien der Bewertung vorhanden. Um den Wert der einzelnen Tiere zu bestimmen, hat sich im Laufe der Zeit ein regelrechte „Tedongologie" entwickelt: Ein Opferbüffel muß groß, kräftig, gut genährt, von makellosem Äußeren sein. Weißgrundige Tiere, die ja zum charakteristischen Bild des Torajalandes gehören, stehen höher im Rang als graue. Wer also etwas auf sich hält, wird ein solches Tier zum Opfer wählen. Manche Feinheiten scheinen dem Außenstehenden manieriert: z.B. der Unterschied zwischen geflecktem (*tedong saleko*) und geblümtem Stier (*tedong bonga*). Jener hat auf seinem weißen Grundfell Flecken nebeneinander, dieser verschiedenfarbige Flecken ineinander, z.B. noch einen schwarzen auf einem grauen. Von großer Wichtigkeit ist der Wuchs der Hörner. Als schön und wertvoll gelten sichelförmig geschwungene und mit der Stirn fluchtende. Sie werden schließlich später an den vorderen Stützpfeilern eines *tongkonan* montiert, manchmal mit der Stirnplatte, manchmal auf einem Attrappenkopf aus Holz, immer in abnehmender Größenordnung von unten nach oben, und dienen dem Renommé. Die Beine und selbst der Schwanz sind von der Wertbestimmung nicht ausgenommen. Eine buschige Quaste zählt mehr als eine lockere. Ein weiteres sehr wichtiges Kriterium ist die Kampftüchtigkeit: sie wird bei verschiedenen Gelegenheiten geprüft, u.a. bei Festen selbst. Stiere, die ihre Gegner in die Flucht schlagen, stehen hoch im Kurs. Ein guter Kampf-*tedong* konnte 1996 20 Millionen Rupiah, d.h. rund 13.500 DM, wert sein.

Das Leben eines *tedong* ist bequem. Er braucht nicht zu arbeiten, zieht nie einen Pflug, zerstampft keine eingetrockneten Schollen, schleppt nie eine Last, wird vor keinen Karren gespannt. Täglich wird er gewaschen, bekommt die besten Gräser als Futter, und wird er an Markttagen zum Verkauf angeboten, so war sein Besitzer mit ihm vorher schon stundenlang unterwegs, ja manchmal sogar schon am Tage vorher. Sein gemächlicher Büffel-Trott bestimmte das Tempo. Keine Minute mußte er etwas tragen, nicht einmal den Futtersack, aus dem ihm unentwegt Büschel von frischem Gras ins Maul geschoben werden. Immer wieder wird er mit Wasser erfrischt. Kein Wunder, daß alle *tedong* prall und rund, wie gemästet, aussehen. Sie dienen nur dem einen Zweck: Opfertier für einen Verstorbenen zu sein. Es kann Jahre dauern, bis dieser Tag naht. So wie es ja auch Jahre dauern kann, bis ein „Entschlafener", das ist ein eingesargter Toter im Schlafraum seiner Nachfahren, dank dem Totenfest zum wirklich Toten (*to mate*) wird.

Der letzte Besitzer eines Tieres, der sich mit diesem als Spende von höchstem Rang und entsprechenden Kosten Geltung erwirbt, unterläßt nichts, was zu dessen Wohlbefinden nötig ist. Am Tag des Gäste-Empfangs wird das Tier mit bunten Aufsteckhörnern und Flatterbändern dekoriert und vor dem Gäste-Zug hergeführt. Die restliche Zeit verbringen die opferbereiten *tedong* auf einem Feld, nun von dem Dekor befreit, wo sie in den Festpausen zu Kämpfen miteinander angestachelt werden. Zum Vergnügen der Festbesucher und mit hohen Wetteinsätzen! Am Opfertag ist der Festplatz auf schwarz gestimmt. Bei großen Festen können 50 und mehr *tedong* auf ihr Ende warten. Meistens sind einige an den Tagen zuvor schon „geopfert" worden, um die Festbesucher zu beköstigen. Das Opfern, das eigentliche Schlachten aller Tiere erfolgt in rascher Folge. Jeder „Spezialist", der weder aus der Familie noch aus dem Kreise der Spender stammen muß, schächtet nur „sein" Tier. Danach wird sofort mit dem Abhäuten, Zerlegen und Fleischverteilen begonnen. An solch einem Tag verwandelt sich ein Toraja-Festplatz buchstäblich in einen Schlachtplatz, blut- und dungbeckt, stinkend, von Fliegen umschwärmt und von hungrigen Hunden heimgesucht. Die letzte Ehre, die dem geopferten *tedong* widerfährt, ist die Montage seines Gehörns an einem *tongkonan*.

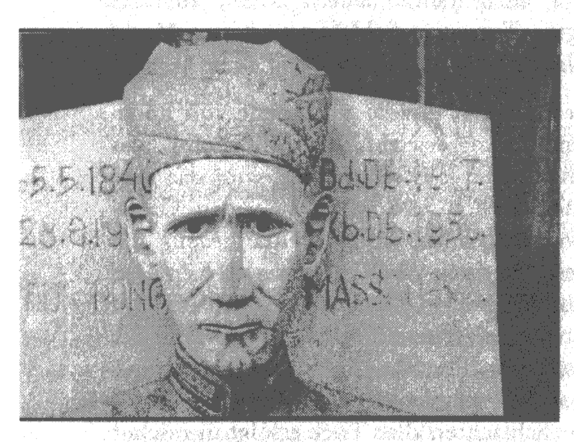
Soweit das archaische Ritual. Seine gesellschaftliche Funktion, den vertikalen wie horizontalen Zusammenhang von Clans zu erhalten und geradezu plakativ der Mit- und Außenwelt kundzutun, ist mit dem Fest erfüllt. Doch auch die Toraja-Welt ist nicht mehr allem modernen Rationalismus verschlossen. Und so kann es passieren, daß opferbereite *tedong* mit dem Leben davonkommen, nicht aus Mitleid oder einer emotionalen Wendung, sondern aus Kalkül, nämlich durch Umwandlung des Opfers. Das geschieht, indem die Familie entscheidet, durch den Verkauf von Tieren etwa die Reparatur einer Straße, den Bau einer Kirche, das Studium von Kindern, die Arztkosten für ein

krankes Familienmitglied u.a. zu finanzieren. Diese Fälle sind nicht mehr selten und es ist schon vorgekommen, daß ein Viertel aller Opfertiere „umgewandelt" wurde. Freilich blieben immer noch genug übrig, die Rolle des „Seelenbegleiters" zu übernehmen.

4. Paulus Pong Massangka - Die erste realistische *tau-tau*-Figur?

In Pangli (Kecamatan Sesean, nördliches Sa'dan-Tal, Kabupaten Ta-Tor, Provinz Sul-Sel) steht vor einem kleinen Grabhaus, nicht weit von der Kirche entfernt, eine Steinfigur. Die Inschriften besagen:

„Paulus Pong Massangka", „1840-1960" und „1917-1930"



Die Figur stellt einen Sitzenden von annähernder Lebensgröße in einer ungewöhnlichen Tracht dar: Über einem *sarung* trägt er eine militärisch anmutende Jacke mit kurzem Stehkragen und darauf einer Nummer. Es handle sich um eine Gefängnisjacke, wird gesagt. Denn Paulus Pong Massangka hatte während eines Streits den Missionar Loosdrecht getötet und war dafür von einem Kolonial-Gericht nach Ambon strafverbannt worden und soll außerdem 2 1/2 Jahre im Gefängnis zugebracht haben. Auf diese Zeit beziehen sich die Jahresangaben 1917-1930. Wegen guter Führung sei er vorzeitig entlassen worden und zurückgekehrt, die Kirche habe aber seine Aufnahme abgelehnt.

Als er hochbetagt starb - daß es 120 Jahre gewesen sein sollten, mag man mit guten Gründen bezweifeln - entschloß sich die Familie, ihn durch eine porträtgerechte Figur zu ehren. Sie bestellte einen balinesischen Bildhauer und gab ihm ein Foto, wohl das einzige, das den umstrittenen Ahnen als Vollfigur zeigte, noch dazu in der wenig vorteilhaften Haltung eines Delinquenten. Zudem hatte der Bildhauer nur die Frontal-Ansicht. Bei der Seitenansicht mußte er sich seiner Phantasie überlassen. Folglich fallen die Ohren blumenkohlartig und der ganze Körper zu flach aus.

Die Figur hat mit einem traditionellen *tau-tau* wenig gemein. Diese rein schematischen Abbilder der Toten waren Collagen: aus Holz mit Kleidung aus Stoff, die von Zeit zu Zeit erneuert wurde, und zudem beweglichen Armen,

welche ausgestreckt sein mußten mit offener Handfläche zur Entgegennahme von Opfergaben (z.B. Betelnuß). P. P. Massangka aber läßt die Hände mit den Handflächen auf den Knien ruhen. Die Kleidung ist mitskulptiert; bewegliche Glieder gibt es nicht und hätte das Material, nämlich der spröde Stein, auch kaum zugelassen. Trotz all dieser Abweichungen und Ungereimtheiten wurde die Statue zum Auslöser einer ganz neuen Darstellungsweise der *tau-tau*, nämlich der realistischen. Diese löste die puppenhaft-schematische ab, der es nur auf eine geschlechts-, nicht individual-typische Darstellung ankam. Der verehrte Tote wurde in der Figur nur gedacht - ohne Rücksicht auf sein Aussehen. Um sich dieses zu vergegenwärtigen, hätten Verwandte und Nachfahren ihr Gedächtnis oder ihre Familienalben bemühen müssen.

Mit dem neuen Stil wurde die Vergegenwärtigung wirklichkeitsnah, individuell festgelegt, unverwechselbar, allerdings auch einseitig, auf einen einzigen Moment des abgelaufenen Lebens fixiert. Inzwischen ist dieser „römische" Stil an einem naturalistischen Extrem angelangt. Als Abbild für den Toten wird ein Porträt möglichst aus den letzten Lebensjahren herangezogen, mag es auch noch so unschmeichelhaft Falten, strähnige Haare, verhärmte Züge aufweisen. „Richtig getroffen" zu sein, methusalemisches Alter auszudrücken, ist das wichtigste. Bedeutende Tote werden sogar lebensgroß dargestellt und lebensecht: mit ihrer letzten Kleidung, Amtsinsignien, Brille, Stock, Kappe, Beutel. Musterfall hierfür ist die Statue von Franz Kareba in Kete Kesu. In seiner Glasvitrine vor dem Sarghaus, stehend und mit allen Attributen seines Amtes, gleicht er einer Mumie. Die Welle des Realismus hat auch die Produktion der Souvenir-*tau-tau* erfaßt. Sie bedient sich sogar des *nangka*-(Jackfrucht-)Holzes, das früher schon wegen seiner hautgelben Farbe bevorzugt wurde, aber den Oberschichten vorbehalten war. Solche Pseudo-Individualität naturalistisch runzliger Alte-Leute-Gesichter wirkt urig, „eindrucksvoll", ist somit offenbar verkaufsfördernd.

Andererseits mag die Tatsache, daß den Toraja so sehr an einer realistischen Darstellung des Alters liegt, mit dem Ahnenkult zusammenhängen. Ahne kann nur sein, wer Nachkommenschaft hat. Je größer diese ist, desto überzeugender der Rang als Ahne. Je mehr Alter also ein Porträt zu erkennen gibt, d.h. je runzliger die Haut, schütterer die Haare, verhärteter die Adern und Sehnen, glasiger der Blick, desto mehr Ehre gebührt dem Toten. Alt-Gewordensein allein schon kann als eine Auszeichnung gelten; im Sinne des altes Toraja-Glaubens gesprochen: als Zeichen der Zuwendung der Ahnenschaft aus dem Jenseits, als der „herabgestiegene Rauch" *rambu solo'*.

Lieder aus Sulawesi

Liebe (Toraja)

Leg du dich auf das äußerste Ende der Sandbank,
dann leg ich mich auf die Sandbank.
Wenn dann ein kalter Wind weht,
legen wir unsere Köpfe auf ein Kissen.

Wir sind Mann und Frau
und müssen nicht streiten.
Wenn der Posso Wellen schlägt,
gehen wir zusammen weg.

Wir sind einander Brüder.
Laß uns einander kein Leid tun.
Wenn die Erde Wellen schlägt,
dann gehn wir zusammen ins Gelobte Land.

Wir sind Brüder und Schwestern.
Laß uns einander nicht verlassen.
Wenn die See Wellen schlägt,
dann gehn wir zusammen hin.

Wir bilden zusammen ein Meer,
an meiner Seite ist es ganz still.
Nur wenn du dich trennst,
kann es sich kräuseln.

Weggehen kann er nicht,
er ist viel zu gebunden.
Weggehen kann er nicht,
der Sarg ist mit vier Nägeln fest.

Sich trennen kann er nicht,
mit acht Nägeln ist der Sarg festgemacht.
Er kann sich nicht trennen,
sechs Nägel sitzen auf dem Sarg.

Selbst wenn die Welt aus der Bahn gerät,
Erinnerungen halten ihn fest.
Selbst wenn die Welt aus der Bahn gerät,
Erinnerungen binden ihn.

Früher hast du mir gesagt,
standfest sei dein Herz.
Noch ist kein Jahr vorüber,
und schon ist der Kalkkocher zerbrochen.

Die Blumen sind verwelkt,
und meine Liebe ist zu Ende.
Nicht daß ich böse bin,
aber ich bin sehr traurig.

(aus: Tirade 1976, Übersetzung : Helga Blazy)

Heldengesang (Südwest-Sulawesi)

Der Fürst, der die Feinde in die Flucht schlägt
daß sie auseinanderspritzen wie Wasser,
in das eine glühende Kugel schlägt

(aus: Tirade 1976, Übersetzung: Helga Blazy)

Rüdiger Siebert

Prahu
unter Monsunwinden

Dem Fortschritt wird eine Schneise geschlagen. Hinter dem Hafen der indonesischen Großstadt Ujung Pandang, die früher einmal Makassar hieß, schieben Bulldozer den Schutt abgerissener Häuser zusammen. Der Fahrer, der mich mit einem *becak* durch die Trümmerlandschaft strampelt, erzählt, daß der Hafen modernisiert und erweitert wird. Er berichtet auch von der geplanten Schnellstraße, die künftig die Stadt mit dem zwanzig Kilometer entfernten Flughafen verbinden soll. Das dreirädrige Gefährt holpert über die noch unbefestigte Trasse, der ganze Viertel weichen mußten. Hier standen die bescheidenen Häuser kleiner Leute. „Alle vertrieben, irgendwohin an den Stadtrand", erklärt der *becak*-Fahrer das ziemlich menschenleere Bild. In diesem Teil Ujung Pandangs ist die einstige Handelsmetropole des „großen Ostens" kaum mehr wiederzuerkennen.

Makassar am Südwestzipfel der Insel Sulawesi, ehedem Celebes genannt, war die von den holländischen Kolonialherren kontrollierte Drehscheibe im Handel zwischen Europa, Südostasien und der östlichen Inselwelt des indonesischen Archipels, wo die berühmten Gewürzinseln liegen, die Molukken. Im Segelschiffhafen von Paotere, etwa zwei Kilometer nördlich des Neubaugebiets, läßt sich die bewegte Vergangenheit noch erahnen. Hier sind die hochseetüchtigen Frachter vertäut, die noch immer wie vor fünfhundert Jahren in den Gewässern kreuzen.

Prahu haben an der Mole festgemacht, zehn, fünfzehn dieser dickbauchigen Ein- und Zweimaster, die vollkommen aus Holz gebaut sind. Im verdreckten Hafenbecken spiegeln sich die kräftigen Farben der Schiffswände. Während die Fracht gelöscht wird, pinseln, hämmern, kalfatern die Männer der Crews. *Anak kapal* werden sie genannt, Kinder des Schiffes, eine Anspielung auf die enge Verbundenheit der Männer mit ihren sturmerprobten Fahrzeugen. Es riecht nach Tang, Fisch und fauliger Kopra, dem Fruchtfleisch der Kokosnüsse. Der im Wind schwankende Wald der Masten wirkt wie die Kulisse für die Verfilmung einer Geschichte von Joseph Conrad oder Robert Louis Stevenson.

Doch was für den Europäer mit seinen angelesenen Abenteuern romantische Züge trägt, hat wenig mit Gefühl, sondern viel mit Geschäft zu tun.

Überall in den indonesischen Gewässern von der Malakka-Straße bis zur Timor-See, vom Südchinesischen Meer bis zur Arafura-See, tauchen die Segel dieser Schiffe auf. Unter den Monsunwinden kreuzen die *prahu* und *pinisi*, und wie die Schoner alle in den jeweiligen Sprachen heißen, wie vor Hunderten von Jahren. Heute sind sie nicht mehr mit den Schätzen des Orients schwer beladen, sondern mit Massengütern. Die Frachtensegler verkehren als Trampschiffe, von Auftrag zu Auftrag, von Hafen zu Hafen, je nachdem, wo es etwas zu transportieren gibt: Holz aus Kalimantan wird nach Jakarta gebracht; Zement von dort nach Ambon; Kopra nach Surabaya; Wellblech nach Menado. In keinem anderen Land der Welt spielen die Windjammer noch immer eine wirtschaftlich so wichtige Rolle wie in diesen tropischen Breiten.

Mit den *prahu* verbunden sind vor allem zwei Volksgruppen: die Makaresen und die Buginesen, die im Süden Sulawesis zu Hause sind. Sie haben einen unmißverständlichen Wahlspruch: „Immer nur vorwärts, niemals klein beigeben; lieber in den Fluten untergehen und sterben als geschlagen zurückkehren". Ich entdecke die markigen Worte als Inschrift im Rort Rotterdam, der Befestigungsanlage an der Küstenstraße von Ujung Pandang. Hier hatten sich die einheimischen Fürsten verschanzt, bis ihr Widerstand von der holländischen Übermacht gebrochen wurde. Im 17. Jahrhundert zogen die Pfeffersäcke der Niederländisch-Ostindischen Kompanie, der VOC, auch in dieser Ecke des Archipels ihre Fahnen auf. Bei meinem Besuch vor ein paar Jahren war Fort Rotterdam in Trümmern. Nun sind Wehrmauern und Häuser stilvoll restauriert und beherbergen zwei Museen, die Makassars wechselvolle Geschichte illustrieren. Eine Abteilung ist den Segelschiffen gewidmet.

Südlich von Fort Rotterdam an der Uferstraße mit dem weiten Blick aufs Meer und die vorgelagerten Inseln reihen sich zu abendlicher Stunde Hunderte von Imbißbuden aneinander - der längste Eßtisch Indonesiens. Man sitzt auf der Mauer der Uferbefestigung, auf Stühlen, auf Bänken. Aus ungezählten Lautsprechern dröhnt Unterhaltungsmusik. In den Garküchen brutzelt, kocht, dampft alles, was der südostasiatische Speisezettel zu bieten hat: Ein Potpourri chinesischer, indischer, malaiischer, indonesischer Ingredienzien, Düfte und Gewürze. Die glutrote Sonne rutscht hinter den Horizont. Durch das flammende Farbenspiel schwebt ein Schoner mit zwei Masten und sieben Segeln. Man schaut ganz genau hin, um sicher zu sein, daß einem die Phantasie nicht bloß ein Hochglanzphoto aus dem Reiseprospekt vorgaukelt.

Etwa 150 Kilometer weiter südöstlich ist es vorbei mit jeglicher Romantik. Parallel zur Küste führt eine asphaltierte Straße in Richtung Bulukumba. Die weite Ebene zwischen dem Meer und den Bergen liegt ausgetrocknet da. Seit

Monaten gab es keinen Regen. Es ist mörderisch heiß. In flachen Erdbecken verdunstet gestautes Meerwasser. Männer mit langen Rechen schieben das zurückbleibende, grobkörnige Salz zusammen. Am Straßenrand wird das weiße Gold in Säcken feilgeboten. Lontarpalmen säumen die Küste. In der kleinen, geschäftigen Stadt Bulukumba ist der Schiffsbautradition ein Denkmal gesetzt worden. Auf hohem Sockel steht eine hölzerne *prahu*, die zum Markenzeichen der Region geworden ist.

Nach zweistündiger Fahrt erreiche ich das Dorf Tanah Beru. Die Holzhäuser, die auf Pfählen stehen, werden von schattenspendenden Palmen überragt. Der weiße Sandstrand allerdings läßt keine Badelust aufkommen. Er fungiert als Abfallplatz, der auch als Toilette herhalten muß.

In Tanah Beru wird nichts für Touristen inszeniert, hier wird hart gearbeitet. Entlang der sanft geschwungenen Bucht sind die Bootsbauer am Werk: Männer mit legendärem Ruf. Tanah Beru ist eine Art Enklave im Siedlungsgebiet der Makassaren. Dutzende von Familien betreiben hier ihre Werften nach uralter Handwerkstradition. Im Schatten der Palmen oder von Planen vor der Sonnenhitze geschützt, schuften einige hundert Männer aller Altersgruppen. Da wird gehämmert, gehobelt, gesägt. Der elektrische Bohrer ist ziemlich das einzige Werkzeug der neuen Zeit.

Bereitwillig lassen sich die Arbeiter über die nackten Schultern schauen. Haji Mohammed Hasan Hima aus dem Volk der Buginesen entstammt einer Familie, die seit Generationen solche Schiffe baut. Er ist ein kleiner, stämmiger Mann Mitte Dreißig, muskulös und zäh. Wir steigen mit einer Leiter aufs Heck einer *pinisi*, deren Rumpf bereits fertig ist, vor uns der Schiffskörper, in dessen Bohlen und Spanten ein halber Wald steckt. Das Holz stammt aus Kalimantan, aus Ternate, aus dem Innern Sulawesis. Bisher herrscht kein Mangel, erklärt der Chef des Familienbetriebs, aber die Preise steigen. Für diese *pinisi* werde noch mit einem potentiellen Käufer verhandelt. Kleinere Schiffe werden in Auftragsarbeit gefertigt. Auch Europäer lassen hier bauen. Manch einer erfüllte sich einen Jugendtraum.

„Qualität ist unsere Stärke", sagt Hasan Hima. Als ich nach Zeichnungen frage, lacht er herzlich und deutet mit dem rechten Zeigefinger auf seine Stirn. Da drin seien die Pläne, von Generation zu Generation überliefert. Zwischen sechs und dreißig Meter sind die Schiffskörper lang. Dieselmotoren gehören heute zur Grundausstattung. Handwerkstechnik und Bauweise richten sich jedoch nach den Erfahrungen der Vorväter. Nicht mit Nägeln werden die Bootswände zusammengehalten, sondern mit hölzernen Zapfen, die im Wasser quellen und die Bohlen miteinander verkeilen. Jeder Hammerschlag sitzt, jeder Hobelstreich ist Maßarbeit. Während mir Hasan Hima stolz seine Arbeit erklärt, spielt sein kleiner Sohn mit Holzstücken. Die nächste Generation der

Schiffsbauer wächst heran. Auftragsmangel? Hasan Hima schüttelt zufrieden den Kopf mit der weißen Kappe, die ihn als Mekkapilger ausweist.

In Bira erreiche ich schließlich den äußersten Zipfel dieses südlichen Armes der Insel Sulawesi. Die Männer fahren als Fischer auf See. Hier setzten einst auch die Piraten ihre Segel, um auf Beutezug zu fahren. Nachdem die Buginesen und Makassaren von den Holländern aus ihren angestammten Handelsrouten vertrieben und vom ehrlichen Geschäft verdrängt worden waren, nutzten sie ihre nautischen Künste zu räuberischem Tun. Die Buchten von Bira und die der Insel Selayar boten ihnen Schlupfwinkel. Doch das ist längst Vergangenheit. Piraten von heute kreuzen nicht mehr unter Segeln, sondern entern Hochseefrachter und Öltanker in der Straße von Malakka mit PS-starken Schnellbooten.

Auch anderes hat sich geändert in Bira. Bis vor kurzem gab es nur ein simples Gasthaus, das ein paar Traveller aufnahm. Nun breiten sich Bungalows zu Dutzenden aus, Restaurants, auch ein Hotel wurde gebaut. Bira ist zum Wochenendziel für die neue wohlhabende Mittelschicht von Ujung Pandang geworden. Eiserne Treppen führen vom Steilufer hinunter zum Wasser der Bucht. Wer hofft, hier stille Einkehr und ungestörte Badefreuden zu finden, sollte tunlichst die Sonntage meiden. Großfamilien entwickeln einen Lärmpegel, der das Meeresrauschen übertönt.

Jeden Mittag startet in Bira die Autofähre zur Insel Selayar. Knapp drei Stunden dauert die Überfahrt zu den Außenposten im indonesischen Archipel. Bei Sonnenuntergang legt die Fähre an. Mit dem Omnibus geht's weiter zur Inselhauptstadt Benteng. Bunt gestrichene Boote liegen am Strand. Vor dem rosa-blauen Abendhimmel werden Palmen und Pfahlhäuser der Dörfer zu schwarzen Scherenschnitten. Benteng mit seiner Uferstraße, dem Markt und dem Hauptplatz, an dem noch immer das Gefängnis und das mit Säulen ausgestattete Verwaltungsgebäude aus der Kolonialzeit stehen, wirkt wohltuend verschlafen. Ein Tourist erregt noch Aufsehen, schier endlos sind die Fragen nach dem Woher, Wohin und dem Warum des Kommens.

Doch auch auf Selayat holt einen das späte 20. Jahrhundert ein. Gnadenlos und lautstark. In dem einfachen Restaurant an der Hauptstraße von Benteng steht neuerdings ein japanischer Fernsehapparat nebst Wiedergabegerät für die silbernen Laser-Disc-Scheiben. Zwischen Hühnersuppe und *nasi goreng* greift fast jeder Gast einmal zum bereitliegenden Mikrophon, um die Stimme der Sängerin auf dem Bildschirm mit der eigenen zu unterstützen. Aus voller Brust wird ins Mikrophon eingestimmt, gefühlvoll und mit bewegtem Augenaufschlag. Nicht zu überhören: Auf Selayar ist Karaoke der letzte Schrei. (aus: Die Zeit Nr. 13, 24.3.1995)

Christoph Antweiler

Ujung Pandang: Multikulturelles Stadtleben an der Peripherie Indonesiens[1]

„Makassar": so hieß die Stadt bis vor gut 25 Jahren, und so findet man es auch noch auf vielen Karten oder hört es, wenn man sich mit Holländern oder älteren Bewohnern der Stadt unterhält. Unter diesem Namen ist die Stadt als kosmopolitisch geprägtes Handelszentrum und spätere periphere, aber kulturell vielfältige, Kolonialstadt bekannt. Im heutigen Indonesien als einem ohnehin multiethnischen Land ist diese Stadt durch eine besonders große Vielfalt von Bewohnern gekennzeichnet. Hier leben Bugis, Makasar (zur Unterscheidung vom alten Stadtnamen hier mit einem „s"), Toraja, Mandar und daneben Angehörige von mindestens zwanzig weiteren Gruppen, viele davon Migranten aus dem östlichen Teil Indonesiens. Ujung Pandang ist eine ausladende und zum Meer offene Flächenstadt, in der man aus europäischer Sicht vergeblich ein Zentrum sucht. Die Straßen sind, was in Indonesien selten ist, schachbrettartig angeordnet.

In Reiseführern erscheint Ujung Pandang dann auch meist als moderne und eher wenig interessante Stadt. Allenfalls das holländische „Fort Amsterdam", die Bugis-Schoner (*pinisi*) im Hafen und vielleicht noch der schon legendäre Sonnenuntergang an der Küstenzeile werden erwähnt. Touristisch ist die Stadt meist nur eine Durchgangsstation auf der üblichen Reise ins Torajaland. Auch aus der Sicht einer herkömmlichen Ethnologie wirkt Kultur hier wenig authentisch. Wer idyllisches Leben oder „reine", „traditionelle", ungebrochene

[1] Moderne Gesamtdarstellungen, Bildbände oder Stadtführer über Ujung Pandang existieren nicht. Die käuflichen Karten sind ungenau, z.T. sogar grob falsch. Ein guter, historisch ausgerichteter Führer ist das Buch „South Sulawesi" von Helen und Anthony Reid (Berkeley: Periplus Press, 1988; Periplus Adventure Handbooks. S. 27-53 zu Ujung Pandang).

Kultur sucht, z.B. „die" Kultur „der Makasar", wird enttäuscht. Der britische Ethnologe Nigel Barley schreibt in seinem humorvollen und ethnologiekritischen Bericht einer Reise durch Süd-Sulawesi, Ujung Pandang sei „eindeutig nicht das Gelobte Land des Ethnographen"[2]. Ich möchte hier zeigen, daß das eigentlich faszinierende an Ujung Pandang sich erst bei längerem Verweilen erschließt: es sind die Menschen in ihrer Vielfalt und besonders die komplexe Form ihres Zusammenlebens und manchmal auch Zusammenraufens.

In sehr vereinfachter Form werde ich erläutern, wie die Bewohner unterschiedlichster Herkunft heute in der Stadt zusammenleben. Welche kulturellen Gemeinsamkeiten und welche Unterschiede fallen auf? Welche Aspekte der eigenen und anderer Kulturen sind den Menschen selbst wichtig, und welche Probleme stellen sich beim Umgang verschiedener Ethnien miteinander? Schließlich: welche Form von spezifisch städtischem Leben kennzeichnet diese Stadt?

Kosmopolitisches Makassar

In vorkolonialer Zeit war die Stadt das Zentrum des kleinen, auf das Meer ausgerichteten Handelsreichs von *Gowa-Talloq*. Der Hafen war schon damals als Zwischenlager im Handel zwischen den Inseln des malaiischen Archipels und weitergehend Drehpunkt zwischen den verschiedenen angrenzenden Ländern. Was waren damals die günstigen Standortfaktoren der Stadt? Die Lage zu den Hauptschiffahrtsrouten war gut und der Hafen tief und doch durch die vorgelagerten Inseln geschützt. Vor der Küste waren reiche Fischgründe, im Hinterland wuchs Reis, und es gab Quellen für Sklaven. Die Stadt war damit auch Knotenpunkt von Handelsnetzen, die verschiedene Gebiete der Halbinsel selbst miteinander verbanden. Einen steilen Aufstieg nahm die Stadt in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts unter dem Herrscher Tumapa'risi Kallona und dann besonders in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Dafür waren politische Zentralisierung, die Kodifizierung von Gesetzen und die Entwicklung einer Schrift sowie der Handel mit Kaffee und Sklaven von größter Bedeutung. Im niederländischen Kolonialreich war Makassar viel unbedeutender als Batavia, das heutige Jakarta; es war nur ein Außenposten der holländischen „Vereenigde Oostindische Companie" (VOC). Makassar war damit eher eine Handels- als eine Herrschaftsstadt. In der kolonialen Zeit bildete die Gesellschaft der Stadt eine „plurale Gesellschaft", wie sie ähnlich auch in Batavia zu finden war. Eine Vielfalt jeweils klar abgegegrenzter Kategorien teilte die Bewohner ein. Kriterien waren dabei vor allem die Freiheit (gegenüber dem Sklavenstand), die ethnische Zugehörigkeit und der Glaube. In Dokumenten

[2] Nigel Barley „Hallo Mister Puttymann - Bei den Toraja in Indonesien", 1994; vgl. Buchbesprechung in KITA 3/94.

aus dem 18. und 19. Jahrhundert findet man eine Vielfalt von Begriffen, wie z.B. Vrije (Freie), (europäische) Christen, Mardijkers (asiatische Christen), Mixtiesen, Moors, Burgher, Kodjas, Araber, reinrassige Chinesen, Peranakan-Chinesen, Malaien, Bugis, Makasar und viele andere. Die größeren dieser Gruppen wohnten voneinander getrennt in verschiedenen Vierteln der Stadt, die mit Mauern und Toren versehen waren und teils eigene Vorsteher hatten. Die Menschen wohnten also getrennt voneinander, begegneten sich aber auf dem Markt, als Käufer und Händler, in verschiedensten Arbeitsverhältnissen und als Angestellte der kolonialen Behörden. Trotz der scharfen sozialen Kategorien war der interethnische Umgang in Makassar schon damals intensiver als in Batavia. Die Kontakte liefen aber nicht etwa zwischen den Gruppen als ganzen, sondern über einzelne Personen, die durch Handelsbeziehungen oder die Arbeit für die Kolonialherren miteinander verquickt waren. Schon damals waren verwandtschaftliche und interethnische Verbindungen das „soziale Kapital". Von großer Bedeutung war neben der offiziellen Kolonialwirtschaft der von der VOC geduldete private Handel. So wie die Holländer nie mehr als nur das Stadtgebiet wirklich kontrollierten, war auch in dieser Hinsicht die koloniale Beherrschung hier am Rande des Kolonialreichs teils nur an der Oberfläche verwirklicht.

Über Jahrhunderte wuchs die Stadt nur langsam, verstärkt aber seit Beginn dieses Jahrhunderts durch Zuwanderer aus dem Hinterland. Ein zweiter Migrantenstrom setzte in den 50er Jahren ein, als die Verhältnisse im ländlichen Süd-Sulawesi wegen einer Widerstandsbewegung sehr unsicher waren. Die meisten Zuwanderer waren arm, schlecht ausgebildet und kamen in eine Stadt, wo es wenig Arbeit und kaum Wohnmöglichkeiten gab. Entsprechend chaotisch entwickelte sich das Muster der städtischen Siedlungen. Es gab kaum eine Infrastruktur und viele siedelten illegal. Bis heute sind viele Landbesitzfragen ungeklärt.

Ujung Pandang heute: Zentrum einer „heißen Region"

Ujung Pandang ist mit über einer Million Einwohner heute eine große Provinzstadt. Sie ist die Hauptstadt der Provinz Süd-Sulawesi (*Sulawesi Selatan*) und bildet das dynamische Zentrum einer Region, die von Naßreis beherrscht wird, aber für indonesische Flachländer dünn besiedelt ist. Diese Provinz ist in ganz Indonesien wegen ihrer berühmten Seefahrer bekannt. Außerdem hat sie ein deutliches politisches Profil, weil es in dieser Region immer wieder Versuche gab, eigene politische Wege zu gehen, die bis hin zum versuchten Separatismus reichten. In der Kolonialzeit waren besonders die Makasar als „Kampfhähne des Ostens" bekannt. Noch heute werden sie als „heiß" bezeichnet, weil sie als stolz und gleichzeitig aufbrausend gelten und z.T. deshalb bei

anderen sogar gefürchtet sind. Dadurch gilt Süd-Sulawesi bei vielen Indonesiern als eine politisch und von der Mentalität her „heiße" Region (*daerah panas*).

Heute ist Ujung Pandang eine Hafenstadt mit internationalem Flughafen, die das alles dominierende Zentrum der Provinz bildet. Hier leben zwar nur etwa 10% der Bevölkerung der Provinz, aber zwei Drittel der städtischen Bewohner Süd-Sulawesis. Die Stadt hat darüber hinausgehend eine überregionale Bedeutung, besonders als Verkehrsknotenpunkt nach Ostindonesien. Schon früh betitelte man die Stadt als „Eintritt zu den östlichen Inseln", „Tor der Gewürzinseln" oder „merkantile Drehscheibe". Ein Großteil des Handels von und zu den östlichen Inseln geht heute über Surabaya in Ost-Java oder über Ujung Pandang. Die Stadt ist ein Magnet für viele junge Leute aus dem Osten des Landes, die hier höhere Bildungsinstitutionen besuchen wollen. „Bildung suchen" (*cari ilmu*) ist, eher noch als die Suche nach Arbeit und Brot, der Grund, um in diese Stadt zu ziehen. Arbeit finden kann man hier kaum in der Industrie, wohl aber im Dienstleistungssektor, im Kleinhandel oder als Staatsbeamter. Migranten, die keine Stelle beim Staat ergattern, leben in aller Regel von der Arbeit als Kleinhändler, Handwerker oder arbeiten in einem Kleinbetrieb des informellen Sektors, z.B. einem *warung*. Viele der Arbeitsmigranten kommen nur saisonweise in die Stadt. Während der Trockenzeit gibt es auf dem Land nicht viel bezahlte Arbeit. Dann kommen Tausende aus dem Hinterland in die Stadt, vor allem, um als Becak-Fahrer zu arbeiten. So hat die Stadt in den Sommermonaten viel mehr Bewohner als sonst, auch wenn sie oft bei Verwandten oder Arbeitgebern unterkommen und meist nicht gemeldet sind.

Interethnischer Umgang auf Nachbarschaftsebene

Wie gestaltet sich das multiethnische Leben in einer städtischen Nachbarschaft? Wie leben die Menschen verschiedener kultureller Herkunft, unterschiedlicher Bildung und verschiedenen Berufs zusammen? Dies zeige ich jetzt anhand einer städtischen Nachbarschaft, deren Name italienisch klingt: Rappocini. Das Gebiet liegt jenseits der früheren Stadtgrenze und heute noch außerhalb des dicht bebauten Stadtkerns. Wie alte Karten und Luftaufnahmen zeigen, gab es noch vor 25 Jahren in vielen Bereichen Rappocinis nur Naßreisfelder und darin einzelne kleine *kampung*. Während es damals hier nur wenige Menschen und fast ausschließlich Makasar gab, leben heute über 70.000 Menschen verschiedener Herkunft hier. Auch die wirtschaftliche Lage ist sehr gemischt. Einige bewohnen große Häuser mit verzierten Zäunen und Vorgärten, andere leben dicht beeinander in armseligen Hütten. Außer der Hauptstraße, die das Viertel an die Innenstadt anbindet, gibt es fast nur schmale Wege. Sie waren früher in jedem Monsun überflutet, aber in den 80er Jahren wurden viele dieser schmalen Wege durch ein von der Weltbank finanziertes Projekt asphaltiert. Diese Wege folgen oft den früheren Grenzen der Reisfelder

und sind entsprechend unregelmäßig, und nicht selten enden sie abrupt in trockengefallenen Reisfeldern.

Rappocini ist damit typisch für viele Stadtteile Ujung Pandangs, da sich hier Menschen verschiedener Ethnien einander nicht nur öffentlich und in der Arbeit begegnen, sondern auch in ihrer unmittelbaren Wohnnachbarschaft miteinander umgehen. Sie wohnen nicht räumlich getrennt in ethnisch geprägten *kampung*, wie das in vielen anderen Städten Südostasiens, wenn auch immer weniger, der Fall ist. Schon um 1980 lag der höchste Anteil, den eine einzelne ethnischen Gruppe in irgendeinem Stadtviertel bildete, bei 80%. Hier in Rappocini leben Bugis neben Toraja, Makasar und Mandar, diese wiederum sind Nachbarn von Menschen aus Manado in Nord-Sulawesi oder Timor. Auch viele Ehen sind ethnisch gemischt.

Nur die Chinesen leben (noch) nicht unter den anderen Gruppen, sondern nebeneinander in ihren Wohn- und Geschäftshäusern, die in der ersten Zeile an der Hauptstraße aneinandergereiht sind. Sie siedeln erst seit etwa zehn Jahren hier. Bis dahin wohnten sie in einem Viertel der Innenstadt, wo sie seit Jahrhunderten ansässig sind. Sie sagen, sie hätten bis vor kurzem „Angst" gehabt, weil das Leben in Rappocini früher gefährlich war, besonders, wenn man keine Verbündeten hatte. In der Zeit des Aufstandes unter Kahar Muzakkar in den 50er Jahren bis 1965 war Rappocini ein Gebiet, in das sich die Widerstandskämpfer zurückzogen, weil sie hier Unterstützung hatten und untertauchen konnten und die Polizei sich nicht hereinwagte. Noch heute erzählen einem viele Bewohner von den früheren Zeiten, als Rappocini noch eine echte „Texas-Gegend" (*daerah Texas*) war.

Die Menschen verschiedener Kultur begegnen sich täglich auf den Wegen, in den kleinen Kindergärten und Schulen, bei Stadtteilfesten und bei Veranstaltungen der lokalen Nachbarschaftsgremien (*Organisasi Rukun Tetangga*). Ein Hauptmotor der Begegnung zwischen den Ethnien sind auch die *arisan*, die „rotierenden Sparclubs" der Frauen. Hierbei treffen sich die Frauen in regelmäßigen Abständen reihum im Haus einer der Frauen. Sie sammeln jeweils eine festgesetzte Summe Geld ein und losen eine Gewinnerin aus, bis jede Frau einmal dran war. So hat die Gewinnerin eine große Summe zur Verfügung, die sie investieren kann. Diese *arisan* gibt es in ganz Indonesien; in dieser Stadt ist die interethnische Begegnung und das Gespräch über gemeinsame Probleme aber mindestens genauso wichtig, wie das gemeinsame Sparen. Enge Kontakte zwischen Menschen verschiedener Kultur ergeben sich in der Stadt auch durch Arbeitsverhältnisse. Dazu ein Beispiel:

Ein alter Makasar will seinen Sohn gut verheiraten. Er benötigt Geld für die große Hochzeit und den Brautpreis. Also verkauft er das Grundstück, auf dem sein jetziges Haus an der Straße in guter Lage steht, an einen chinesischen

Geschäftsmannn. Der will mit seinem Geschäft aus der überfüllten Innenstadt hierher ziehen. Der Makasar selbst kauft ein Stück Land ganz in der Nähe, das aber etwas zurückgesetzt von der Straße liegt und deshalb viel billiger ist. Dort baut er mit befreundeten Arbeitern verschiedener Ethnien ein Haus für seinen Sohn, in dem er auch selbst bis zum Tod leben wird. Noch während das alte Holzhaus nach und nach abgebaut wird, weil einige Teile wieder verwendet werden, beginnt der Chinese, die Gräben für das Fundament seines *ruko* (von *rumah toko*; Geschäfts- und Wohnhaus) auszuheben. Es wird dann in einer Reihe neben schon bestehender *ruko* von Chinesen und (wenigen) Bugis stehen. Als Bauarbeiter heuert er Tagelöhner an, Bugis und Makasar, die täglich mit dem Fahrrad von z.T. weit entfernten Ortschaften aus dem Umland der Stadt kommen.

Dieses Beispiel zeigt die Verknüpfung von Menschen verschiedener kultureller Herkunft im Alltag. Aber trotz des intensiven interethnischen Umgangs unterscheiden die Menschen in Rappocini sehr strikt zwischen den einzelnen sozialen und ethnischen Kategorien. Außerdem wird sehr genau beobachtet, welchen Ethnien wirtschaftlich erfolgreiche Menschen angehören und es wird oft darüber geredet, wie wohl die ethnischen Mehrheitsverhältnisse in der Stadt derzeit sind und wer wen „verdrängt". (Verläßliche Daten gibt es dazu nicht, weil seit 1930 im indonesischen Census keine Angaben zur Ethnie aufgenommen werden dürfen). Verbreitet sind stereotype Bilder über die einzelnen Ethnien; die deutlichsten treffen die Chinesen und die Makasar. Dies ist kein Zufall. Die Chinesen sind oft äußerlich erkennbar, sie sind (teilweise) wirtschaftlich erfolgreich und sie leben am deutlichsten abgegrenzt. Die Vorurteile gegenüber den Makasar haben, wie oben gesagt, Tradition. Weiterhin gelten Makasar als ärmer im Vergleich zu anderen Gruppen, insbesondere zu den ihnen sonst ähnlichen Bugis.

Makasar und Bugis halten einander für kulturell ähnlich, was ihre Mythologie um die heroische jüngere Geschichte der Region und ihren Ehrbegriff (*siri'*) angeht. Besonders dann, wenn sie sich als Bugis und Makasar zusammengenommen mit anderen vergleichen, sehen sie zunächst ihre Gemeinsamkeiten und dagegen die Unterschiede zu anderen, z.B. zu den meist christlichen Toraja. Auch aus wissenschaftlicher ethnologischer Sicht sind sie einander in vieler Hinsicht ähnlich, etwa in ihrem Statusdenken, ihrem Verwandtschaftssystem oder der Form ihrer tradierten Patron-Klient-Systeme. In der älteren ethnologischen Literatur werden sie oft zusammengefaßt als „Bugis-Makasar" oder „Makasar-Bugis" beschrieben. In anderen Fragen aber, etwa zu Tänzen oder den Hochzeitszeremonien und vor allem dann, wenn es zu Konkurrenz oder zu Konflikten kommt, sehen sie sich als zwei klar getrennte Ethnien. Nur die Chinesen werden unisono als besonders angesehen. Ansonsten gilt quasi das

„sizilianische“ Prinzip: „ich gegen meinen Bruder, wir beide zusammen gegen die Eltern, unsere Familie gegen die Nachbarn ...“

Gerade wegen ihrer Ähnlichkeit stehen Bugis und Makasar, wenn man sie als Gruppen denkt, in Konkurrenz. Das zeigte sich auch in der öffentlichen Diskussion, die während unseres Aufenthaltes 1991 bis 1992 besonders intensiv war. Anlaß war die Fahrt eines in tradierter Weise gebauten Holzschiffes namens „Amannagappa“ von Süd-Sulawesi zur fernen Insel Madagaskar. Das ganze Jahr waren die lokalen Zeitungen voll von dieser Diskussion. Vordergründig drehte sie sich um Details des „echten“ Schiffsbaus, des „richtigen“ Kurses des Boots und der „passenden“ Zusammensetzung der Mannschaft. Aber es ging auch um Fragen, die ganz „heiß“ sind, weil sie Ruhm und Ehre nicht nur einzelner Personen, sondern ganzer ethnischer Gruppen betreffen: Wann segelte das erste Schiff nach Madagaskar und vor allem, wer waren die ersten Segler vor vielen hundert Jahren: waren es Makasar, Bugis oder Mandar? An dieser oft hitzigen Debatte nahmen indonesische Journalisten, ausländische Segelfans, aber auch lokale politische Größen sowie Historiker und Ethnologen aus der Stadt selbst teil. Die Debatte wurde landesweit wahrgenommen und hält in Ujung Pandang bis heute an, wie mir bei Wiederbesuchen deutlich wurde. Die Frage, wer „Herr im Haus“ Süd-Sulawesi ist, interessiert die Menschen, und sie ist ungelöst.

Ethnisches, regionales, städtisches Bewußtsein oder: Wer hat das „Heimrecht“?

Wenn Menschen unterschiedlicher Kultur eng zusammen leben, stellt sich die Frage, welche Normen und Werte für das Handeln und den Umgang miteinander maßgeblich sind. Gelten die traditionellen Werte des *adat* für jede der einzelnen Gruppen, gibt es eine einheitliche städtische Kultur oder eine indonesische Einheitskultur (*kebudayaan Indonesia*)? Die Antwort ist kompliziert: es ist eine Mischung aus allem und darin liegt die besondere Form des interkulturellen Umgangs in dieser Stadt. Innerhalb der Haushalte sind familiäre Werte entscheidend, die von der ethnischen Zusammensetzung der Eltern geprägt sind, die aber wie gesagt selbst oft unterschiedlichen Ethnien entstammen. In den Haushalten wird deshalb fast nur *Bahasa Indonesia* gesprochen und die Kinder können die Muttersprache ihrer Eltern oft nur noch teilweise verstehen. Ethnische Traditionen im engeren Sinne gelten bei Festen, vor allem bei Hochzeiten. Im öffentlichen Raum der Stadt gelten urbane Umgangsformen, wie man sie als „metropolitane Kultur“ auch aus anderen indonesischen Städten kennt. In Ujung Pandang leben zwar viele Ethnien, aber die Makasar und die Bugis bilden die überwiegende Mehrheit. Regional spielen aber auch die Mandar und Toraja eine wichtige Rolle. Ihre Eliten hatten immer enge Handels- und Heiratsbeziehungen mit den beiden großen Gruppen, und ihre Lebens-

form ähnelt heute in vielem der der Bugis und Makasar. Damit bilden Bugis und Makasar zusammen mit den Mandar und Toraja den Kern einer regionalen, also über einzelne Ethnien hinausgreifenden Kultur (*kebudayaan daerah*).

Diese Ähnlichkeiten schlagen sich auch im Bewußtsein der Menschen in der Stadt nieder. Nach wie vor ist in vielen Situationen das Wir-Bewußtsein der einzelnen Gruppe entscheidend. Sehr häufig wird aber auch gesagt, man sei „ein Mensch von Süd-Sulawesi“ (*orang Sulawesi Selatan* oder *orang Sulsel*) oder es ist von einer „typischen Hausform Süd-Sulawesis“ die Rede. Tatsächlich sieht man in der Stadt viele Holzhäuser, die eine Mischung verschiedener tradierter Hausformen darstellen und gleichzeitig spezifische alte Bauvorschriften verletzen. Auch die Regierung versucht, ein regionales Bewußtsein zu fördern. Es gibt viel Propaganda für die „Kultur Süd-Sulawesis“ (*Kebudayaan Sulawesi Selatan*) und einen Kulturpark ähnlich dem *Taman Mini Indonesia Indah* in Jakarta. Dies hängt mit der nationalen Ethno- und Kulturpolitik zusammen. Sie will kulturelle Vielfalt zulassen, aber nur in sehr engem Rahmen. Folklore, Musik, Tänze und Handwerk sind erwünscht, darüber hinausgehende ethnische Besonderheiten nicht. Das von indonesischen Politikern vertretene „Archipelkonzept“ (*wawasan nusantara*) geht quasi von der Vorstellung aus, daß jeweils eine Insel bzw. eine Provinz von einer Kultur gebildet wird. Hier in Süd-Sulawesi wird das noch durch den auf die Toraja konzentrierten Tourismus gefördert. Der Tourismus führt hier allerdings auch zu Konflikten zwischen den Eliten der Volksgruppen. Während nämlich tatsächlich die Bugis und Makasar kulturell dominieren, sind in touristischer Sicht (und nach wie vor auch in der Werbung) die Toraja „die Kultur Süd-Sulawesis“. Aus ethnologischer Sicht ist das sachlich falsch und mag als Politik bedauerlich sein. Aber das Konzept wirkt in den Köpfen der Menschen: In Rappocini hängen selbst in den Häusern vieler Makasar-, Bugis- oder Mandar-Familien Schnitzwerke der Toraja, die ursprünglich für Touristen gemacht waren...

Mahrus Andis

Antara Bijawang dan Gantarang

pernah kupacu
perahu kecil ini menjauh dari pantaimu
angan-angan pun gugur satu-satu
ke dalam laut menadi biru

ke dalam ombak menjadi buih
ke dalam arus
mengalir kembali
ke putih pasirmu
memanggilmanggilku

memanggilmanggilku
memanggilmanggilku (blk, 1987)

Zwischen Bijawang und Gantarang

einst trieb ich
dies kleine Boot an fern von deinem Strand
Phantasie fällt nach und nach
zum Innern des Meers und es wird blau

im Innern der Wellen wird Gischt
in der Strömung
fließt sie zurück
an das Weiß deines Strands
mich rufend und rufend

mich rufend und rufend
mich rufend und rufend

(Übersetzung: Helga Blazy)

Maria Blechmann-Antweiler*

Besuch einer Hochzeit in Ujung Pandang

Es ist erst acht Uhr früh. Schwüle Hitze. Auch durch die offene Tür zum Hof kommt kein Lüftchen ins Zimmer. Ich sitze mit Surena, meiner Indonesischlehrerin, vor dem Fenster an unserem alten Tisch mit seinen verrosteten Beinen und seiner Holzplatte, von der der Lack abblättert. Wir mühen uns mit indonesischer Grammatik ab, aber ich kann mich heute nicht konzentrieren.

Plötzlich kommt ein Motorroller herangebraust und hält vor dem Hoftor. Zwei junge Frauen in festlicher Kleidung, seidigen *sarung* und zarten, windaufgebauschten Blusen, gleiten herunter und wirbeln zum Haus. Wie Prinzessinnen leuchten sie grell pink und grün in der morgendlichen Sonne. Die Haare sind zu Hochfrisuren aufgetürmt und mit frischen Blüten der Bougainvillea geschmückt. Goldketten und Armreifen glitzern auf ihrer braunen Haut. Ich sehe, daß ihre Gesichter weiß gepudert sind. Ihre Augenränder sind stark nachgemalt, und ihre vollen Lippen glänzen vom Lippenstift. Warum sind sie so angezogen und so herausgeputzt?

Ich sehe Ibu Fadillha in einem Wortwechsel mit ihnen. Was bespricht sie mit ihnen? Jetzt kommen sie zu uns. Sie kichern und verbeugen sich mehrmals, wobei sie Verse vor sich hinmurmeln. Die eine streckt mir eine silberne Schale entgegen. Unter dem Deckel schaut ein großes gelbes Kuvert hervor: „*Silakan, ambil* - Bitte, nehmen Sie!" Die andere öffnet eine bunte Blechdose und bietet Kekse und Fleischbällchen an: „*Silakan, makan* - Bitte, essen Sie!". Die Frauen strahlen mich verlegen an. „Mach das Kuvert auf, Maria," sagt Surena, „das ist für Euch: eine Einladung zur Hochzeit!" Tatsächlich! In dicker Goldschrift lese ich: die Familie Ruslan gibt sich die Ehre, Christoph und mich zur *Resepsi*

* Die Autorin lebte 1991 / 1992 ein Jahr in Ujung Pandang. Zusammen mit ihrem Mann, dem Ethnologen Christoph Antweiler (siehe sein Artikel „Ujung Pandang - multikulturelles Stadtleben in der Peripherie Indonesiens" in dieser KITA-Ausgabe) und ihrem Sohn wohnte sie bei einer indonesischen Familie. Zur Zeit arbeitet Maria Blechmann-Antweiler an einem Buch über ihre Erlebnisse in Sulawesi, aus dem dieser Artikel ein Auszug ist.

perkawinan, zum Hochzeitsempfang am nächsten Samstag einzuladen. „Danke," rufe ich erfreut. Die Frauen lächeln höflich und verneigen sich, wobei sie wieder Verse murmeln. Dann verschwinden sie so schnell, wie sie gekommen sind. Ihr Motorroller hinterläßt eine Wolke von Staub.

„Laß mal sehen, wer Euch eingeladen hat!" sagt Ibu. Sie verzieht enttäuscht ihr Gesicht: „Nein, die kenn' ich nicht. Das müssen feine Leute sein, denn der Brief ist aus einer Druckerei. Auch das Haus, eine gute Adresse für die Feier: Jalan Penghibur! Sie haben einen teuren Saal gemietet." Ich frage: „Ist das üblich hier, daß man erst zwei Tage vor der Feier eingeladen wird? Bei uns werden die Gäste Wochen vorher eingeladen." „Ja, zwei oder drei Tage vorher, das ist normal." Ibu Fadillha setzt sich auf den Rand des Schreibtisches und atmet tief durch. Sie setzt ihre Lehrerinnenmiene auf:

„*Begini*, Maria, also das ist so: Die Brauteltern engagieren junge Leute aus der Verwandtschaft und dem Bekanntenkreis, die an den Tagen vor der Hochzeit alle Gäste persönlich einladen. Frauen ziehen sich so an wie die zwei gerade. Verteilen Männer die Kuverts, so tragen sie den traditionellen *sarung* mit einem weißen großen Hemd darüber, und schminken sich auch. Dann sind sie mehrere Tage unterwegs, mit Motorrollern, Becak oder sogar Autos, um den vielen Gästen die Einladungen zu bringen. Nur die Leute, die weiter weg wohnen, und nahe Verwandte werden früher benachrichtigt, z.B. per Post. Die persönliche Einladung läuft immer nach demselben Schema ab und ist auf jeden Fall sehr höflich."

„Aber wenn man so spät Bescheid bekommt, kann man vielleicht nicht an dem Termin, weil man schon woanders eingeladen ist!" „Das macht nichts. Man kann ja auf zwei Feiern gehen. Manche schaffen sogar drei. Ich zum Beispiel, letzte Woche!" Selbstbewußt stemmt sie ihre Hände in die Taille und hebt ihren Kopf. „Wie bitte? Drei Hochzeitsfeiern? An einem Abend? Bei uns wären die Gastgeber aber beleidigt! Nur ein paar Stunden bleiben?" „Wer redet denn von Stunden? Eine halbe Stunde! Höchstens! Auf keinen Fall länger! Maria, das mußt Du unbedingt Christoph sagen, sonst holt er dort seinen Notizblock heraus und befragt stundenlang die Leute nach allem Möglichen!" Sie seufzt: „Ihr müßt noch eine Menge lernen!".

Da mischt sich Surena ein: „Was Ibu sagt, stimmt. Die Feier heißt *resepsi*, Empfang. Die Gäste kommen, geben ihr Geschenk ab, gratulieren dem Brautpaar und ihren Familien, essen vom Buffet, verabschieden sich vom Brautpaar und fahren dann wieder nach Hause. So läuft das ab, also nicht mehr als eine halbe Stunde." Surena sieht auf die Uhr: „Wenn Du willst, können wir gleich statt Grammatik durchnehmen, wie eine Hochzeit in Sulawesi abläuft. Heute erzähle ich Dir von der *recepsi*, das nächste mal von der 'Vorhochzeitsfeier' und der 'eigentlichen' Hochzeitsfeier. Das ist jetzt interessanter als Grammatik."

„Gut, Surena! Was ziehe ich eigentlich an - auf der Feier? Und mein Kind?" „Kinder sind auf Hochzeiten nicht zugelassen. Zeig mal Deine Kleider!" Hoffentlich finden wir was, denke ich. Die Frauen hier sind so zierlich und klein, daß es nur Kleider bis zur Größe 34 gibt. Ich brauche 40. Ibu springt von der Tischkante. Sie macht einfach unseren Schrank auf und greift sich meine dunkle Seidenhose und meine geblümte Bluse. „Zieh das an! Das ist passend. Die anderen tragen zwar feierliche Abendgarderobe, aber dafür seid Ihr 'Weiße'. Wer hat schon *orang putih* 'Weiße', als Gäste auf seiner Hochzeit? Es werden sicher viele Fotos von Euch gemacht! Das muß man festhalten und später allen zeigen."

Surena bestätigt das: „Die Brautleute und ihre Familien wollen mit dem Fest zeigen, wie viele Freunde sie haben und vor allem welche. Man versucht, besonders 'hochgestellte Leute' einzuladen, um damit sein Ansehen in der Gesellschaft zu festigen. Reiche, akademisch Gebildete und Menschen aus den 'alten' Adelsgeschlechtern von Sulawesi verschaffen z.B. viel Prestige. Gut wirkt es auch, wenn ganz viele Gäste kommen, denn das heißt, daß man so viel Geld hat, sie alle zu beköstigen. Und das kann bei 2.000 bis 4.000 Leuten sehr teuer werden."

„Wie bitte, so viele Gäste?" staune ich. Sie geht gar nicht darauf ein. „Maria, jetzt noch etwas zu den Geschenken! Entweder Ihr kauft etwas Nützliches, zum Beispiel Geschirr oder Handtücher, oder Ihr legt etwas Geld in das Einladungskuvert und gebt es ab, 5.000 Rupiah, d.h. ca. 5 DM sind angebracht. Das ist etwas mehr, als Euer Essen kostet." „Wir bezahlen damit unser eigenes Essen?" „Nicht direkt, aber eigentlich doch! Sieh mal, die Gastgeber müssen das Essen für so viele Gäste bezahlen. Meistens leihen sie sich Geld dafür. Dann sind sie froh, wenn die Gäste Geldgeschenke mitbringen und sie ihre Schulden bezahlen können. Auf dem Kuvert steht Euer Name und Eure Adresse drauf. Die Brautleute wissen dann, von wem das Geschenk kommt. Auch auf die anderen Geschenke werden Aufkleber mit dem Namen des Gastes geklebt. Wie soll man sonst wissen, von wem welches Paket stammt?" „Sehr praktisch!" denke ich.

Heute abend ist *resepsi*, der Empfang. Vorher mache ich mich zurecht. Uni und Ita, die Töchter Ibu Fadillhas, umringen mich in unserem Zimmer und sehen mir zu. Ich lasse sie den Lippenstift ausprobieren und lege ihnen Rouge auf. Wir kichern und albern herum. Ibu Fadillha begutachtet mich: „Schön siehst Du aus! Deine Haare mußt Du noch mit Gel einschmieren und glatt kämmen!" Ich versuche mein Bestes.

„Hm, laß mich mal Dein Parfum riechen!" Ich reiche ihr das Fläschchen. Sie schnuppert begeistert. Die Kinder reißen es ihr stürmisch aus der Hand, um auch daran zu riechen. „So ein gutes Parfum habe ich noch nie gerochen. Hast

Du nicht eins für mich übrig? Genau so eins würde ich so gerne haben. Ich glaube, wenn Pak Furkan das riecht, legt er mich direkt flach!" Sie hält sich schnell die Hand vor den Mund und lacht wie ein junges Mädchen: „*Main-main saja*, nur Spaß, nur Spaß!" Ich gebe ihr ein Probefläschchen aus meinem Vorrat von Mitbringseln aus Deutschland. Sie läßt es in ihre Tasche gleiten: „Danke, hast Du vielleicht noch eins?" Ich gebe ihr noch eins. Sie läßt auch das verschwinden: „Danke! Nachher kommt Tante Melati, kann sie auch eins bekommen?" Ich reiche ihr noch eins. Uni und Ita schreien aus einem Mund: „Bitte, bitte wir auch!" Ich habe noch welche im Koffer. Aber wenn ich den aufmachte, würden sie die anderen Mitbringsel aus Deutschland sehen. Deswegen sage ich: „Später gebe ich Euch noch eins." *Nanti* 'später' - eine freundliche Art, 'nein' zu sagen. Alle drei ziehen eine Schnute und schweigen beleidigt.

„Wie kommen wir eigentlich zur Hochzeit?" „Mit dem Taxi! Das ist ganz wichtig! Eine Fahrradrikscha wäre unmöglich! Und nun paß gut auf: *begini*, Maria, also das ist so, Maria: dem Taxifahrer sagt Ihr, wenn Ihr dort ankommt, er soll warten. Nach der halben Stunde im Festsaal fahrt Ihr mit dem selben Taxi wieder zurück und gebt dem Fahrer ein schönes Trinkgeld, zu Ehren der Gastgeber. Alle sollen an dem Fest teilhaben, auch der Taxifahrer." Ich stutze. „Wenn man dem Fahrer kein Trinkgeld gibt, dann weiß das am nächsten Tag die ganze Stadt, die Gastgeber eingeschlossen. Die werden ganz schön sauer sein!" Ujung Pandang ist immerhin eine Millionenstadt, denke ich.

Es ist acht Uhr, stockdunkel und immer noch entsetzlich heiß. Christoph im traditionellen Batikhemd und heller Hose und ich in bunter Bluse und Seidenhose. Schwitzend brechen wir auf. „Unsere" Familie winkt und ruft uns hinterher: „Wie schick Ihr seid! Viel Spaß auf der Hochzeit! Bleibt nicht so lange!" Auch die Nachbarn winken uns nach. Wir haben Glück: ein Taxi ist schnell gefunden. Der Taxifahrer fragt gleich, ob er vor dem Festsaal warten soll und braust los. Es geht quer durch die Stadt zur Uferpromenade. Geschickt überholt er die Becak-Fahrer und Eßwägelchen, die vor allem zu dieser Stunde unterwegs sind. Nach zehn Minuten sind wir da.

Vor dem Gebäude drängen sich zig Taxis und Motorräder, und es wimmelt von Gästen in traditioneller Festkleidung. Nur ein paar Chinesen sind westlich gekleidet. Taxifahrer stehen lässig rauchend in Grüppchen herum. Frauen in wallenden Röcken haken sich kichernd unter und tippeln unsicher auf ihren Stöckelschuhen zum hell erleuchteten Eingang. Männer in Seiden-*sarung* und Batikhemden schleppen Pakete mit bunten Schleifen hinterher. Wir schließen uns ihnen an. Unser Taxifahrer ruft uns nach: „Wo ist Euer Geschenk? Habt Ihr ein Kuvert dabei?" Ich ziehe den Umschlag aus meiner Handtasche: „Das Geld ist auch drin!" Lachend winkt er uns nach.

Männer und Frauen stehen am Eingang Spalier und begrüßen uns lächelnd. Wir folgen den anderen Gästen und gehen an Tischen vorbei, auf denen sich Geschenke türmen. Ein Gästebuch wird uns vorgelegt, wo wir unsere Namen und unsere Adresse eintragen. Die Leute kichern und murmeln *orang turis*, Touristen. Sie beugen sich vor und lesen unsere Adresse. „Oh, Ihr wohnt nicht im Hotel?" staunen sie. „Wo wohnt Ihr in der Straße Rappocini Raya? Was macht Ihr da? Woher kommt Ihr?" Christoph und ich beginnen zu erklären. Da nimmt mich eine rundliche Frau an der Hand und führt uns in den Saal. Laute Popmusik plärrt uns entgegen, vermischt mit dem Stimmengewirr von Hunderten von Menschen. Fünfzig oder mehr Stuhlreihen sind wie in einer Kirche aufgereiht. Hier sitzen die Gäste in Gruppen und essen. Am Ende des Saales ein großes Podest, darauf das Hochzeitspaar unter einem orientalischen Baldachin.

Die Frau führt uns nach vorn und übergibt uns einer anderen Dame. Das Brautpaar sieht aus wie ein Königspaar aus „Tausend-und-einer-Nacht": in Samt und Brokat, alles mit funkelnden Straßsteinchen besetzt. Das Haar der Braut ist zu einem Kunstwerk hochgesteckt und mit Stoffblüten geschmückt. Ihr Gesicht ist wie das einer Porzellanpuppe: weiß die Haut, dunkelrot die Lippen, daneben ein Schönheitsfleck, der Haaransatz kurvenreich mit schwarzer Schminke ausgemalt und die Augenränder dunkel nachgezogen. Der Bräutigam ist nicht weniger herausgeputzt und zeigt, daß er ein Mann ist: die Augenbrauen sind kräftig und schwer unter der schwarzen Farbe. Ein Oberlippenbart ist aufgeklebt. Riesige Schulterpolster, verziert mit Gold und Silber vergrößern seinen Oberkörper. Er trägt ein Schwert im Gürtel und ein reich geschmücktes Hüfttuch. Wir werden über kleine Stufen zu ihnen geführt und begrüßen mit Handschlag Verwandte der Brautleute, an denen wir vorbeikommen. Die frisch Vermählten sehen erschöpft aus. Zwei Mädchen fächeln ihnen von der Seite Luft zu. Trotzdem rinnt ihnen der Schweiß von der Stirn. Wie jung sie sind!

Surena erzählte mir in der letzten Unterrichtsstunde, daß Frauen der Tradition nach spätestens mit sechzehn und die Männer mit achtzehn Jahren heiraten sollen. Sie sind dann im Alter sexueller Reife und sollen nicht in die „Gefahr" kommen, vor der Heirat ihre Erfahrungen zu machen. Ein uneheliches Kind wäre eine große Schande. Sie sagte mir auch, daß die Paare von ihren Familien im Bekanntenkreis ausgesucht werden. Dabei spielt es keine Rolle, ob die jungen Leute sich schon kennen oder sich noch nie gesehen haben. Man sagt, die Liebe stelle sich später ein. Wenn die Brautleute aus den gleichen Kreisen stammen und die Familien befreundet sind, werden sie schon zueinander passen. Beliebt sind Hochzeiten zwischen Kusinen und Vettern ersten oder zweiten Grades.

Die Elternpaare handeln dann den Geldbetrag aus, den die Familie des Bräutigams an die Familie der Braut als Auslösungsgeld zahlen muß. Bei Surena

waren das ungefähr 4.000 DM. Außerdem bezahlt die Familie den Goldschmuck der Braut. Aus Prestigegründen zahlt die Familie des Bräutigams soviel sie kann, denn am Hochzeitstag wird der Preis bekannt gemacht und der Schmuck von der Braut öffentlich entgegengenommen. „Wenn alles gut ausgehandelt wird, hält die Ehe," meint Surena. „Wenn aber zwei sich ohne ihre Familien zusammentun, bringt das nur Unglück!" sagt sie. Zur Bekräftigung der Ergebnisse der Verhandlungen tauschen die Brautleute Goldringe im Kreis der Familien aus: die Verlobung. Ab jetzt kann sich die Braut nicht mehr gegen den ausgesuchten Partner entscheiden. Zu viele Leute werden schon zur Hochzeit eingeladen. Es wäre eine zu große Schade, wieder abzusagen. Lieber nimmt man eine spätere Scheidung in Kauf.

Ich reiche den Brautleuten die Hand und spreche den Glückwunsch aus: „*Selamat_rejeki*, viel Glück!" Müde nicken die Brautleute. Ein Knuff in meinen Rücken. Schon werde ich von hinten weitergeschoben. Eine Frau zeigt mir eine große Vase. Hier werfe ich das Kuvert ein. Ein Fotograf! Er möchte uns vor dem Brautpaar fotografieren. Bitte schön! Professionell springt er herum und fotografiert uns von links und von rechts und von vorn vor dem Brautpaar. Schnell gruppieren sich die Familien der Jungvermählten um uns für das nächste Foto. Ich soll noch einmal der Braut die Hand reichen. So ein schönes Motiv! An der Treppe ein Stau. Jemand schiebt mich weiter. Auf der anderen Seite geht es wieder die Stufen hinunter.

Auf großen Tischen sehe ich ein Buffet aufgebaut. Frauen reichen mir Teller und Besteck und schöpfen aus riesigen Schüsseln: Reis, Rindfleisch in roter Soße, gebratene Hähnchenstücke, Gemüsesoße mit Möhren und Kartoffeln, Krabbenkräcker. Zu guter Letzt: ein Stück Kuchen auf die Hand. Aber wo soll ich das essen? Auch Christoph sieht sich unschlüssig um. Alle Stühle besetzt? Jemand schiebt uns nach hinten. Gäste rücken zusammen, machen uns Platz. Kaum sitzen wir, kommt ein junger Mann und bietet uns Wasser von einem Tablett voll mit Gläsern an. Wieder werden wir fotografiert. Die Gäste drehen sich nach uns um.

Im Saal ist ein ständiges Kommen und Gehen. Alle ziehen zum Brautpaar hoch und werden dann am Buffet bedient. In Gruppen sitzen sie beim Essen zusammen, unterhalten sich kurz und brechen wieder auf. Sie gehen zum Brautpaar, jetzt von der anderen Seite hoch, und verabschieden sich mit Dankesworten. Das soll eine Hochzeit sein? Kein Tanz? Kein fröhliches Schunkeln? Kein Alkohol? Letzteres konnte ich mir noch am ehesten vorstellen, weil alle Muslime sind. Aber wann feiern denn die Indonesier richtig ihre Hochzeit? Vielleicht auf der Vorfeier? Leider kennen wir niemanden. Christoph erinnert sich schwach an zwei Männer neben dem Baldachin. Sie haben uns wohl eingeladen.

Das Essen schmeckt mir. Aber ich traue mich nicht, noch etwas nachzuholen. Ich habe noch keinen gesehen, der mit seinem Teller noch einmal zum Buffet geht. Alle Schritte, die man hier macht, scheinen vorgeschrieben zu sein. Ein Mann neben uns verwickelt Christoph in ein Gespräch. Der Mann staunt, daß sich Europäer für Sulawesi interessieren. Über Deutschland fällt ihm nur Hitler ein, den er sehr bewundert. Christoph erklärt ihm Hitler aus unserer Sicht. Aber er hört gar nicht zu. Er fragt mich, wieviele Kinder ich schon habe. „Einen Sohn? Sohn ist gut! Aber nur einen? Ein Kind ist nicht gut. Aber Ihr bekommt sicher noch mehr. Dein Mann sieht doch stark aus!" Er schlägt mit der Faust auf seine schmächtige Brust und reckt sich: „Ich bin stark: ich habe sechs Kinder!" Seine Frau kichert verlegen. Sie sieht nicht älter als fünfundzwanzig aus. Nach einer Weile verabschieden sie sich und gehen noch einmal zum Brautpaar.

„Christoph, Ich glaube, wir müssen jetzt auch gehen!" Christoph seufzt und nickt: „Schade, aber wir müssen wohl." Noch einmal bewundern wir das Brautpaar aus der Nähe und bedanken uns bei ihm. Noch einmal werden Fotos gemacht. Auf dem Rückweg strömen uns zahllose Gäste entgegen. Dann sind wir draußen.

Der Taxifahrer winkt uns aus der drängelnden Menschenmenge entgegen. Geschickt windet sich das Taxi aus dem Chaos vor dem Festsaal und braust dann durch die Stadt. Unterwegs vergesse ich nicht, dem Taxifahrer zu sagen, an einem Kuchenstand anzuhalten. Ich kaufe für „unsere" Familie süße Teilchen. Natürlich vergißt Christoph nicht, dem Taxifahrer am Ende der Fahrt ein reichliches Trinkgeld zu geben. Der nimmt es freudig entgegen. Ich sehe auf die Uhr: gerade neun!

H. B. Jassin

Mit Hazil Tanzil möchte ich fragen: *„Siapa yang tak kenal H. B. Jassin?* - Wer kennt nicht H. B. Jassin?" Ob in Australien, Europa, den USA oder Ost- und Südostasien, allen an moderner indonesischer Literatur Interessierten ist zumindest sein Name bekannt, und sie sind ihm dankbar für seine reiche Sammlung und Dokumentation dieser Literatur in der größten literarischen Bibliothek im Archipel. Doch er ist nicht nur ein passionierter Büchersammler, sondern auch Lektor, Herausgeber, Redakteur, Literaturwissenschaftler und -kritiker. Zudem spiegelt sich im Leben dieses Mannes aus Gorontalo in Nord-Sulawesi fast 80 Jahre indonesischer Zeitgeschichte. Mitteleuropa wurde noch vom 1. Weltkrieg beherrscht, als er geboren wurde; in Indonesien wurden mit Vereinigungen und verschiedenen Jugendbewegungen die Grundsteine für die Freiheitsbewegung gelegt. Etwa zehn Jahre später engagierten sich die beiden Jugendkongresse für die Einheit Indonesiens und die Entfaltung des eigenen Potentials und damit auch einer eigenen Sprache. Zu der Zeit dürfte H. B. Jassin sich in drei Sprachen bewegt haben, im Gorontalo der Familie, im Niederländischen der Schule, im Malaiischen seiner Umgebung in Ost-Kalimantan, wo er einige Jahre seiner Kindheit verbrachte.

Schon lange kannte ich H. B. Jassin als sensiblen Beobachter der modernen indonesischen Literatur, der mit subtilen Hinweisen und Verbindungen die Werke der indonesischen Autoren für Außenstehende neu beleben konnte, bevor ich *Pak* Jassin persönlich in Jakarta traf. Der Dichter Subagio Sastrowardoyo hatte den Ort vorgeschlagen für unsere Gespräche, und er machte uns miteinander bekannt. Rechterhand von der Eingangstür sitzt *Pak* Jassin an seinem Schreibtisch, leider trotz Hörgerät inzwischen recht schwerhörig, nach links hin überschaut man den Lesesaal, den manchmal ganze Schulklassen überfluten, ohne aber das zu finden, was sie vielleicht bewegen könnte, neugierig auf ihr literarisches Erbe zu werden, denn die Bücher anzuschauen, anzufassen und darin zu lesen, ist ihnen nicht erlaubt. Mir zeigte *Pak* Jassin den Schatz seiner Bibliothek, den ich später, als ich um die Dokumentation zu bestimmten Autoren bat, erst weit eingehender schätzen lernte, da die Mappen zuweilen unerahnte Dokumente enthielten. Natürlich war er zuvor schon mit vielen Westlern durch die Pfade der Regale gegangen, doch mit jedem, der neu kommt, ist auch der Schatz neu und wundervoll. Nachmittags trafen wir uns öfter wieder zwischen den staubigen Regalen der kleinen Buchläden in der Jalan Kwitang in Jakarta und lachten einander zu, jeder auf eigener „Schatzsuche".

Zunächst waren es die wirklichen Bücher, derer viele ich nur als Titel in anderen zitiert kannte, die mich staunend sehen ließen: Er hat sie alle bewahrt - und nicht etwa kostbare Bibeln aus dem 15. Jhdt. wie in Europa -, sondern das indonesische Leben in der Literatur der Vor- und Nachkriegszeit und bis heute. Damals wußte ich schon, daß in den Universitätsbibliotheken in Indonesien kaum ein literarisches Werk zu finden ist. So konnte ich wahrnehmen und fragen: Welche Liebe muß das sein! Warum hat nicht einer der vielen frühen sumatranischen Autoren, warum nicht einer aus der späteren Flut javanischer Autoren den Gedanken einer Dokumentation der modernen indonesischen Literatur gehabt? Warum mußte ein Mann von Nord-Sulawesi, „von der Mitte des Archipels, aus dem Gebiet, das wenig Eigenes hat" (wie Wallace zu Sulawesi sagt) kommen und Romane, Kurzgeschichten, Aufsätze, Zeitschriften, Korrespondenzen, Fotos, Kritiken zur Literatur sammeln und darüberhinaus sie in eigener Sammlung zugänglich machen, sie kommentieren und sensibel-kritisch betrachten? In den 50er Jahren wurde *Pak* Jassin erstmals von Gaius Siagian als *Paus Sastra Indonesia* (Indonesischer Literaturpapst) betitelt, ein Titel, den er mit der Bemerkung „Ich lerne doch nur" immer ablehnte, der ihn seither aber weiter begleitet.

Der einzige Aufsatz, der von ihm in Deutschland erschien, bezieht sich auf die indonesische Literatur und den Freiheitskampf (in: Hendra Pasuhuk & Edith Koesoemawiria (Hrsg): *Traum der Freiheit*, 1995)[1] ; seine deutliche Begeisterung mag uns heute einseitig erscheinen, jedoch mögen wir bedenken, daß die indonesische Literatur nach wie vor so gut wie keine Präsenz in westlichen Ländern hat; von daher hat ihr Freiheitskampf, vertreten durch H. B. Jassin, weiter Aktualität. Vielleicht läßt eine knappe Darstellung seines Lebens die Vielfältigkeit seiner indonesischen Beziehungen erahnen, die ihn geprägt und diese einzigartige indonesische Bibliothek haben erstehen lassen.

Am 31. Juli 1917 wurde Hans Baguë Jassin in Gorontalo, Nordsulawesi, als erstes Kind einer islamischen Familie geboren. Sein Vater, Baguë Mantu Jassin, hatte eine Anstellung in der *Bataafsche Petroleum Maatschappij* (Batavische Petroleum-Gesellschaft) und arbeitete in den ersten vier Lebensjahren des Sohnes in Balikpapan. Der Sohn war erschreckt und angstvoll, als mit des Vaters Heimkehr ein ihm fremder Mann plötzlich sein Vater sein wollte. Mit seiner Mutter, Habibah Jau, zog der Fünfjährige 1922 für sieben Jahre dem Vater nach. Von 1924-29 besuchte Hans die Holländische Schule für Inländer in Balikpapan, danach in Gorontalo. 1924 wurde seine Schwester Maryam geboren, die aber schon 1931 starb; 1927 wurde sein Bruder Arief geboren, ein weiterer Bruder, Nuh, starb nach einigen Monaten. 1930 kam seine jüngste Schwester, Bino Rabiah, zur Welt. Im Jahr darauf starb die Mutter. Der Vater starb 1967 in Gorontalo.

---

[1] Vgl. Buchbesprechung in KITA 2/95.

1929 nach Gorontalo zurückgekehrt, fand Hans in Duisterhof einen engagierten Lehrer, der ihn mit einigen Passagen des Romans *Max Havelaar* von Multatuli vertraut machte. Vierzig Jahre später, von der niederländischen Regierung für ein Jahr nach Leiden eingeladen, konnte er seinen alten Lehrer wieder treffen. Gleichzeitig erhielt er in Holland den Martinus Nijhoff-Preis für seine Übersetzung des Romans *Max Havelaar* ins Indonesische.

1932 wechselte Hans an die Oberschule in Tondano. Doch ein halbes Jahr später wurde sein Vater von seiner Gesellschaft nach Ost-Sumatra geschickt und nahm beide Söhne mit. Hans wurde in eine Pflegefamilie gegeben und besuchte Oberschule und Beamtenschule in Medan bis zum Abschluß 1938. Damals wollte er Schriftsteller werden, hatte bereits in Schülerzeitungen etwas veröffentlicht, auch an Verlage geschickt und befragte dazu S. T. Alisjahbana, der 1933 als 'Avantgarde' der neuen Ideen und Sprache zusammen mit dem Dichter Amir Hamzah und dem Schriftsteller und Dichter Armijn Pane die Vereinigung *Pujangga Baru* gegründet hatte. Im Januar 1939 kehrte Hans nach Gorontalo zurück und arbeitete trotz einer Einladung von S. T. Alisjahbana, für *Pujangga Baru* tätig zu werden, auf des Vaters Wunsch ein halbes Jahr als Volontär im Assistenzbüro des Residenten von Gorontalo. Von früh an hatte der Vater für seinen ersten Sohn eine höhere Beamtenlaufbahn im Sinn und sah es schon bei dem kleinen Kind nicht gern, wenn es spielen und nicht stillsitzen wollte. Streng und unnachgiebig forderte er vom Sohn, sich seinen Vorstellungen zu fügen. Arief, der zweite Sohn, entsprach mehr den Wünschen des Vaters: Er wurde Botschaftsangestellter.

Doch H. B. Jassins Leidenschaft für Literatur und das Sammeln literarischer Werke geht, wie er selber sagte, auf das Vorbild seines Vaters zurück. Denn Baguë Mantu Jassin besaß, was zu der Zeit wenige Privatpersonen hatten: eine eigene Bibliothek. Der kleine Sohn lernte schnell lesen und die Bücher achten und lieben. Heimlich las er die Romane, die der Vater ihm verboten hatte; manches blieb ihm dabei dunkel, doch mag das sein Interesse angeregt haben, späterhin die dunkle Seite der Literatur zu beleuchten und von dem Atmosphärischen, den inneren Bewegungen und Verbindungen mehr zu sprechen als von literaturtheoretischen Konzeptionen. So verstand beispielsweise offenbar nur er, als Armijn Panes großer Roman *Belenggu*[2] 1940 erschien - vom Verlagshaus Balai Pustaka abgelehnt -, welch diffizile Verbindungen zur europäischen Kultur hier skizziert und karikiert wurden.

Knapp dreiundzwanzigjährig ging H. B. Jassin nach Jakarta und arbeitete bis Juli 1947 im Verlag Balai Pustaka, der 1917 im Jahr seiner Geburt gegründet worden war, als Redakteur. Der Verlag machte Indonesier mit ausgewählter europäischer Literatur vertraut und nahm in sein Programm auch Werke der

[2] Vgl. Buchbesprechung in KITA 1/93.

neuen einheimischen Schriftsteller auf. Armijn Pane unterstützte H. B. Jassins Rezensionen und legte ihm nahe, möglichst viele Werke im Umkreis einer Buchrezension zu lesen. Im weiteren wurde er Redakteur bei verschiedenen Zeitschriften, von denen viele nicht mehr bestehen außer *Horison*, bei der er von 1966 bis heute engagiert ist. Zudem war er seit 1949 Berater bei verschiedenen Verlagen, zunächst bei Balai Pustaka, später z.B. bei Gunung Agung, Nusantara, Pustaka Jaya.

Die japanische Besetzung Indonesiens 1942 traf ihn in Jakarta und mit ihr die Absetzung der niederländischen Herren und ihrer Sprache. Im gleichen Jahr veröffentlichte Chairil Anwar sein erstes Gedicht, und der fünf Jahre jüngere Chairil wurde in vieler Weise zum Schützling von H. B. Jassin, doch nicht ohne Auseinandersetzungen: Heftig kritisierte Chairil die *Pujangga Baru*-Generation ob ihrer Naivität, Sentimentalität und ihres geringen Interesses an der Welt der politischen Ereignisse. Deutlich erklärte H. B. Jassin, er möge seine Talente nicht in Plagiaten vergraben. Später gab er eine Anthologie der indonesischen Literatur während der japanischen Besatzungszeit (1948) und eine Sammlung der Schriften Chairils - *Chairil Anwar. Pelopor Angkatan 45* (1956) - heraus.

Ein Jahr nach der Proklamation der Unabhängigkeit, 1946, heiratete H. B. Jassin eine Frau aus Bogor, die vor dem Terror der Revolution nach Jakarta geflüchtet war; aus der Ehe stammen ein Sohn und eine Tochter. Nach Arsitis Tod 1962 heiratete er Juliko Willem, die kurz zuvor mit ihrer Mutter aus Nord-Sulawesi nach Jakarta gekommen war. Auch aus dieser Ehe stammen ein Sohn und eine Tochter.

Im August 1953 wurde H. B. Jassin außerordentlicher Dozent für Moderne indonesische Literatur an der renommierten *Universitas Indonesia* in Jakarta. Gleichzeitig war er Student in der Abteilung Literatur, lernte sanskrit, arabisch und javanisch, machte 1957 den Abschluß und setzte 1958-59 die Literaturstudien an der Yale University bei Northrop Frye und Wellek fort. Der Austronesist Dyen bat ihn, Gorontalo- und Indonesisch-Sprachkurse abzuhalten. Eigentlich hatte er vor, über *Pujangga Baru* zu promovieren, doch nach der Rückkehr ließ er das Vorhaben fallen; er zog sich für zwei Jahre auch von der Dozententätigkeit zurück. Danach betreute er stärker die schriftlichen Arbeiten der Studenten. Einzelne intensive Kontakte waren ihm lieber als eine Lehrtätigkeit bei großen Gruppen.

1963 war er zusammen mit bekannten Autoren wie Taufiq Ismail, Arief Budiman, Goenawan Muhamad, Gerson Poyk einer der Unterzeichner des *Manifes Kebudayaan* (Kulturmanifest), das sich im Sinne des 'universalen Humanismus' gegen eine kommunistische Volkskultur richtete. Das Manifest wurde verboten. Zusammen mit Wiratmo Soekito und Trisno Sumardjo

schickte er Präsident Sukarno im Mai 1964 einen Brief mit der Bitte, das Verbot aufzuheben. Daraufhin wurde ihm für einige Jahre Lehrverbot an der UI erteilt. 1968 veröffentlichte er in der Zeitschrift *Sastra* die Kurzgeschichte eines Autors, dessen Pseudonym er bisher nicht lüftete; sie brachte ihn vor Gericht.

1970 wurde *Pak* Jassin Mitglied der Akademie Jakarta auf Lebenszeit, 1973 festangestellter Lektor für Geschichte der modernen indonesischen Literatur und Literaturwissenschaft an der UI (Universitas Indonesia). 1975 ernannte die UI ihn zum Ehrendoktor. Seit 1976 ist er Vorsitzender der *Yayasan Dokumentasi Sastra H.B. Jassin* (Stiftung der H. B. Jassin-Literatur-Dokumentation), die seit 1980 in einem Gebäude auf dem Komplex des TIM untergebracht ist. 1983 wurde er der Preisträger des Kunstpreises der Indonesischen Regierung. 1984 machte er die Pilgerfahrt nach Mekka; 1987 - fast ein Jahrzehnt vor Pramoedya Ananta Toer - erhielt er den Magsaysay-Preis der Philippinen. Damals erwähnte das im Ausland niemand.

In einigen Kommentaren wie folgendem spricht H. B. Jassin deutlich vom Zukurzkommen der indonesischen Literatur: „Die Domäne der Kultur und der Sprache hätte finanzielle Mittel nötig und nicht nur kurze Kommuniqués im Fernsehen, die ineffektiv bleiben. ... Eine Kulturpolitik sollte sich bemühen, den Geschmack an Literatur und Kunst neu zu beleben. Ich bin nicht einverstanden mit dem Satz 'Die Politik bestimmt alles'. Für mich ist die Politik die Politik. Warum bestimmt nicht die Literatur die Politik, da doch die Politik die Literatur zu bestimmen scheint. Das wäre nur gerecht (1987).“

H. B. Jassins literarische Verdienste um Indonesien sind sehr groß, wenn man bedenkt, daß ein einzelner Mann diese Bibliothek sammelte - später mit staatlicher und ausländischer Unterstützung - und teilweise in Anthologien herausgab, von der Generationen Indonesienwissenschaftler im Land wie im Westen zehren. Verschiedentlich, je mehr sie an Umfang zunahm, zog seine Bibliothek um: Wuchs sie zunächst bei ihm privat, wurde doch schon 1961 ein großer Teil zur *Lembaga Bahasa dan Kesusastraan* (Gesellschaft für Sprache und Literatur) umgesiedelt; dort konnten die Studenten sie für ihre Arbeiten benutzen. Nach 1966 wuchs besonders der Bereich „Gesellschaftliche Fragestellungen“ der Bibliothek. 1979 zog die Bibliothek in das Gebäude des Jayakarta-Archivs auf dem Gelände des TIM (Taman Ismail Marzuki) um und 1982 dann dort in ein eigenes Gebäude.

H. B. Jassin ist Herausgeber von etwa einem Dutzend Lyrik- und Kurzgeschichtensammlungen, die heute in allen Bibliotheken des Westens zu finden sind, die sich mit indonesischer Literatur befassen. Mit dieser Aktivität regte er vermutlich auch andere an wie Satyagraha Hoerip, eine vierbändige Anthologie indonesischer Kurzgeschichten herauszugeben, oder Linus Suryadi zu einer ebenfalls vierbändigen Anthologie moderner indonesischer Lyrik. Es

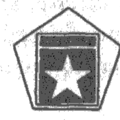
wäre zu erwägen, ob seine Anthologien seit 1948 auch Pramoedya Ananta Toer anregten, seine literarische Geschichtsschreibung aufzunehmen.

Er übersetzte wie schon erwähnt den Roman *Max Havelaar* und weitere Werke aus dem Niederländischen, aber auch aus dem Englischen und Französischen - z.B. *Vol de Nuit* von Saint-Exupéry - und den Koran aus dem Arabischen. Seine Übersetzung von Nietzsches Werk *Also sprach Zarathustra* wurde bisher nicht veröffentlicht. Über viele Seiten würde sich eine Sammlung all seiner Aufsätze ziehen und ebenso eine Aufführung aller Aufsätze, die zu ihm und seinen Werken geschrieben wurden. Ich nenne stellvertretend die drei Werke, die ich hier benutzt habe: Darsjaf Rahman: *Antara Imajinasi dan Hukum*, Jakarta 1986; Pamusuk Eneste: *H. B. Jassin Paus Sastra Indonesia*, Jakarta 1987; Sapardi Djoko Damono (Hrsg.): *H. B. Jassin 70 Tahun*, Jakarta 1987. Einige der Werke von H. B. Jassin seien hier stellvertretend für alle noch aufgeführt:

Angkatan 45. 1951
Tifa Penyair dan Daerahnya. 1952
Kesusastraan Indonesia Modern dalam Kritik dan Esei. 1954
Kesusastraan Dunia dalam Terjemahan Indonesia. 1966
Heboh Sastra 1966: Suatu Pertanggunganjawab. 1968
Sastra Indonesia sebagai Warga Sastra Dunia. 1983
Pengarang Indonesia dan Dunianya. 1983
Surat-surat 1943-1983. 1984
Sastra Indonesia dan Perjuangan Bangsa (ed. Pamusuk Eneste). 1990
Koran dan Sastra Indonesia (ed. Pamusuk Eneste) 1994
(Helga Blazy)

Hendra Pasuhuk

Allgemeine Wahlen und das Politische System in Indonesien





Alle fünf Jahre feiern die Indonesier das „Fest der Demokratie" (*Pesta Demokrasi*). Die nächste allgemeine Wahl soll am 29. Mai diesen Jahres stattfinden. Dann dürfen ca. 120 Millionen Wahlberechtigte mit einem Nagel eines von drei Symbolen auf ihrem Stimmzettel einstechen. Die Symbole stehen für die drei zur Wahl zugelassenen Organisationen: Die beiden politischen Parteien PDI und PPP und Golkar, eine gesellschaftspolitische Massenorganisation. Die Unterscheidung ist nicht unwichtig. Politische Parteien werden nach dem Parteiengesetz in ihrer Bewegungsfreiheit sehr eingeschränkt. Golkar, die bisher alle Wahlen nach 1971 gewann, unterliegt nicht dem Parteien- sondern dem Organisationsgesetz. Gewählt werden 425 von 500 Mitgliedern des Volksvertretungsrates DPR. Die restlichen 75 Sitze sind für Militärabgeordnete reserviert, die vom Präsidenten ernannt werden. Das höchste Organ der Gesetzgebung ist der Beratende Volkskongreß; er wird einige Monate nach den Wahlen gebildet und besteht aus 1000 Repräsentanten, nämlich den 500 Mitglieder des DPR und weiteren 500 Personen, die vom Präsidenten ernannt werden.

Die ersten allgemeinen Wahlen in Indonesien fanden im Jahre 1955 statt, knapp viereinhalb Jahre nach der internationalen Anerkennung der Souveränität Indonesiens im Dezember 1949. Damals gab es ein ganz anderes politisches System, nämlich ein parlamentarisches System mit einem Premierminister als Regierungschef. Es traten mehr als 30 Parteien zur Wahl an mit folgendem Ergebnis:

Tabelle 1: Allgemeine Wahl vom 1955

Partei	%	Sitze	politische Orientierung
1. PNI	22,3	57	nationalistisch
2. Masjumi	20,9	57	islamistisch
3. Nahdlatul Ulama (NU)	18,4	45	islamistisch
4. PKI	16,4	39	marxistisch
5. PSII	2,9	8	islamistisch
6. Parkindo	2,6	8	christlich
7. Partai Katolik	2,0	6	christlich
8. PSI	2,0	5	sozialistisch
9. IPKI	1,4	4	nationalistisch
Andere	11,1	28	
Total	100	257	

Nach den Wirren der nachkolonialen Zeit und etlichen innenpolitischen Richtungskämpfen folgte der politische Umbruch 1965/1966. Zuvor hatten sich die Spannungen zwischen der Kommunistischen Partei Indonesiens (PKI) und dem Militär immer weiter zugespitzt. Als einige kommunistisch orientierte Offiziere einen Putschversuch unternahmen, schlug das Militär zurück und riß die Kontrolle über die Republik an sich. Der damals noch unbekannte General Suharto übernahm die Macht; er versprach politische Reformen und den Beginn einer „Neuen Ordnung". Das Ziel war eine „programmatische politische Neuorientierung": eine Modernisierung und Säkularisierung der politischen Struktur, d.h. die Sicherstellung der Trennung von Staat und Religion bzw. eine andere „ideologische Denkweise". Was danach folgte, war die Etablierung des Militärs als bestimmende Kraft in allen Bereichen des öffentlichen Lebens und die Entpolitisierung der Massen.

Das Militär hielt das Land zwar unter Kontrolle, hatte aber keinerlei Erfahrung als regierende Kraft. Deshalb beschloß man, eine starke Organisation als politisches Fundament und eine bürokratische Kaderschulung aufzubauen und wählte zu diesem Zweck einen kleinen Berufsverbund als Basis-Organisation aus: das Gemeinsame Sekretariat der Berufsstände SEKBER GOLKAR. Die nächste Wahl wurde 1971 durchgeführt, 3 Jahre später als geplant. Es war die erste allgemeine Wahl der „Neuen Ordnung" mit Beteiligung von Golkar, die auf Anhieb über 60% der Stimmen gewinnen konnte. 1973 wurde das Parteiensystem durch einen Präsidentenerlaß umstrukturiert. Seither

werden nur noch 2 Parteigruppierungen und Golkar zur Wahl zugelassen. Seit 1977 konnten die Wahlen regelmäßig alle 5 Jahren durchgeführt werden.

Tabelle 2: Die Wahlen der „Neuen Ordnung" 1971-1992

Partei	1971 (in%)	Partei	1977 (in%)	1982	1987	1992
1. Golkar	62,80	Golkar	62,11	64,34	73,16	68,1
2. PNI	6,94	PDI	8,60	7,88	10,89	14,9
3. Parkindo	1,34					
4. Murba	0,09					
5. IPKI	0,62					
6. Partai Katolik	1,10					
7. NU	18,67	PPP	29,29	27,78	15,97	17,0
8. Permusi	5,36					
9. PSII	2,39					
10. PERTI	0,70					
Total	100		100	100	100	100

Wahl- und Parteiengesetze

Gewählt wird nach dem Verhältniswahlrecht mit Kandidatenliste. Die Sitze im Parlament werden proportional zur Bevölkerungsdichte auf die 27 Provinzen (einschließlich des annektierten Ost-Timor) aufgeteilt. Die Kandidaten werden vom Parteivorstand aufgestellt. Mit der Wahl werden auch die Regionalvertretungen auf der Provinzial- und Kreisebene festgelegt. Diese Gremien haben aber im Vergleich zu den westlichen Systemen keinerlei Kompetenzen oder parlamentarische Funktionen. Schon das Wahlgesetz von 1969 gibt der Regierung die Befugnis zum direkten Eingriff in das Wahlgeschehen:

- § 8.8: Bei Uneinigkeit innerhalb der Wahlkommission (auf nationaler Ebene zuständig für Vorbereitung und Durchführung der Wahlen) trifft der Präsident die endgültige Entscheidung.
- § 8.10: Die Struktur und Arbeitsweise der Wahlkommission wird von der Regierung bestimmt.
- § 20.2: Alle Bestimmungen und Prozeduren im Zusammenhang mit der Wahlkampagne werden von der Regierung festgelegt.

Durch die politischen Wirren der 50er und 60er Jahre hat sich in Militärkreisen die Ansicht gefestigt, daß aktiv ausgeübte Politik für das Volk nur

schädlich sei. Das Volk, vor allem in ländlichen Bereichen, solle sich besser nicht in die Politik einmischen, sondern seine Kräfte und Aufmerksamkeit ganz dem nationalen Aufbau widmen. So wurde 1975 das sogenannte „Depolitisierungsgesetz" verabschiedet, das u.a. folgende Bestimmmungen enthält:

- § 9: Politische Parteien dürfen nicht mehr auf Kreisebene tätig werden.
- § 4: Der Präsident hat das Recht, politische Parteien aufzulösen.

Die einzige politische Organisation, die seither auf der Dorfebene aktiv werden darf, ist Golkar, weil sie per Gesetz keine politische Partei ist. Im Zuge dieser Entpolitisierung wurden im Jahre 1980 weitere ergänzende Gesetze verabschiedet; danach ist es während der Wahlkampagne nicht mehr erlaubt, über die Staatsideologie *Pancasila* und/oder über die Verfassung zu diskutieren. Weiterhin müssen die Themen der Wahlkampagne mit dem nationalen Aufbauprogramm in Verbindung stehen (§1.13). Die neuesten Ergänzungen zum Wahlgesetz wurden im Jahre 1985 vom MPR verabschiedet. Das Wahl- und Parteiengesetz wurden unter der Bezeichnung „5 Gesetze zum politischen System" (*5 UU Politik 1985*) zusammengefaßt. Damit wird die Kontrolle über das politische Geschehen noch mehr verstärkt:

- Alle Parteien müssen ein Symbol benutzen, das den Geist der Pancasila widerspiegelt
- Der Innenminister ist per Gesetz Leiter der Nationalen Wahlkommission
- Der Innenminister ist per Gesetz offizieller Betreuer aller politischen Parteien und Massenorganisationen. Somit müssen alle Organisationen eine Zulassung beim Innenministerium beantragen
- Massenorganisationen dürfen sich nicht für politische Parteien engagieren (mit Ausnahme von Golkar, s.o.).

Die Volksvertretungsorgane

Die Verfassung von 1945 *(Undang-Undang Dasar/UUD '45)* war zunächst als Übergangsverfassung gedacht; als die Niederlage Japans im 2. Weltkrieg sich immer deutlicher abzeichnete, bereiteten die indonesischen Führer schnell die Ausrufung eines unabhängigen Staates mit Billigung Japans vor. Die von ihnen ausgearbeitete Verfassung enthält 37 Artikel und vier Übergangsregelungen. Die Organe der Volksvertretung wurden nur ganz allgemein festgelegt mit dem Hinweis, daß Einzelheiten später durch Gesetze geregelt werden sollten. Die Verfassung von 1945 kennt nur eine eingeschränkte Dreiteilung der staatlichen Gewalt. Die judikative ist nominell unabhängig. Der Präsident übt die Exekutive aus und teilt sich mit dem Volksvertretungsrat DPR die legislative Gewalt. Das Verhältnis zwischen Präsident und DPR wird wie folgt geregelt:

- DPR verabschiedet den Staatsetat zusammen mit dem Präsidenten (§ 23)

- Gesetze brauchen die Zustimmung von DPR und Präsident (§ 5, § 20)
- Der Präsident hat das Recht, Regierungsverordnungen zu erlassen (§ 5)
- In Notsituationen kann der Präsident ohne vorherige Zustimmung des DPR per Präsidentenerlaß Entscheidungen treffen. Dieser Erlaß muß aber vom DPR im Nachhinein bestätigt werden (§ 22)

Das höchste Staatsorgan ist der MPR, der mindestens alle 5 Jahre zusammentrifft, um den Präsidenten und den Viezepräsidenten zu wählen und die „Leitlinien der Staatspolitik" für die nächsten 5 Jahre zu verabschieden. Über die Zusammensetzung des Volkskongresses gibt die Verfassung keine genaue Auskunft. Erwähnt wird lediglich, daß der MPR sich aus Mitgliedern des DPR und „anderen Repräsentanten der sozialen Gruppen" zusammensetzt.

Nach der Proklamation der Unabhängigkeit wurde eine andere Verfassung verabschiedet, die die Macht des Präsidenten stark einschränkte und ein parlamentarisches System vorschrieb. Aber die junge Demokratie konnte sich nicht richtig etablieren. Bewaffneter Widerstand, ausländische Einmischung und politische Zerwürfnisse trieben das Land immer tiefer in die Krise. 1959 erließ der damalige Präsident Soekarno ein „Dekret zur Rückkehr zur Verfassung von '45" und löste das Parlament auf. Er stellte sein Konzept der „Gelenkten Demokratie" *(Demokrasi terpimpin)* vor und setzte einen provisorischen Volkskongreß (MPRS) sowie einen provisorischen Volksvertretungsrat (DPRS) ein. Als Suharto an die Macht kam, entließ er alle Pro-Soekarno-Abgeordneten beider Organe und ernannte neue Volksrepräsentanten. Seitdem wird an der Praxis festgehalten, daß es doppelt so viele MPR-Mitglieder wie DPR-Mitglieder gibt und daß 60% der MPR-Mitglieder vom Präsidenten ernannt werden.

Tabelle 3: Sitzungen des MPR seit 1959

Regierungssystem	Bezeichnung	Anzahl Mitglieder	Anzahl Sitzungen
Gelenkte Demokratie 1959-1965	MPRS	600 bis 620	3
„Neue Ordnung" I (1966-1970)	MPRS	545;660;828	3
Demokrasi Pancasila:	MPR		
1. Wahlen 1971		920	1
2. Wahlen 1977		920	1
3. Wahlen 1982		920	1
4. Wahlen 1987		1.000	1
5. Wahlen 1992		1.000	1

Mit dem Beginn der „Neuen Ordnung" ist der MPR immer seltener zusammengetroffen. Diese Tatsache werten viele Beobachter als Zeichen für die schwache Position des MPR gegenüber der Regierung, welche sich ganz deutlich in den Beschlüssen des MPR bezüglich seiner eigenen verfassungsmäßigen Position innerhalb des staatlichen Systems zeigt. Da der MPR das einzige Staatsorgan ist, das in der Lage wäre, die Verfassung zu ändern, drängte die Regierung Anfang der 80er Jahre auf eine „bessere Sicherung" der Verfassung vor etwaigen zukünftigen Änderungsvorhaben:

> Nach der Verfassung von 1945 ist eine Verfassungsänderung gültig wenn:
> a) Mindestens 2/3 der MPR-Mitglieder anwesend sind (§ 37.1) und
> b) 2/3 der Anwesenden der Änderung zustimmen (§ 37.2)

1983 gab der MPR den Beschluß No.I /1983 über ein Referendum zur Änderung der Verfassung von 1945 bekannt; dieser Beschluß enthält u.a.:

> §104: Der MPR hat nicht vor, die Verfassung zu ändern und wird auch niemals eine Änderung vornehmen.
> §105: Sollten die Mitglieder jedoch eine Änderung vorschlagen wollen, dann kann der Vorschlag nur vorgebracht werden, wenn er vorher von allen Mitgliedern von vier Fraktionen schriftlich, mit Namenslisten und Unterschriften, unterstützt wird.
> §106: Wenn dieser Vorschlag angenommen wird, gibt der MPR dem Präsidenten die Anweisung, ein Referendum zur Änderung der Verfassung durchzuführen. Die Durchführung des Referendums wird gesondert geregelt.
> MPR-Beschluß No.V /1985 über die Durchführung des Referendums zur Änderung der Verfassung von 1945:
>
> Das Referendum zur Änderung der Verfassung gilt als angenommen
> a) wenn mindestens 90% aller registrierten Stimmberechtigten ihre Stimme abgeben und
> b) wenn mindestens 90% der abgegebenen Stimmen die Änderung befürworten.

Die politische Kultur

- Das Monopol der Interpretation: Die *Pancasila*-Regierung ist die Manifestation der *Pancasila*

Anfang der 80er Jahre begann die Regierung der „Neuen Ordnung" eine großangelegte Ideologisierung der Nation. Pflichtschulungen für Beamte, Angestellte, Studenten und Schüler wurden im ganzen Land eingeführt. Alle gesellschaftlichen Organisationen müssen Pancasila als das einzige fundamentale Prinzip in ihre Statuten aufnehmen. Pancasila soll in alle Bereiche des Lebens Eingang finden. Das Wirtschaftssystem in Indonesien wird als „Pancasila-Wirtschaft" bezeichnet, das politische System als „Pancasila-Demokratie". Es

folgten weitere Bezeichnungen wie „Pancasila-Industrie", „Pancasila-Presse", „Pancasila-Ethik", „Pancasila-Schattentheater", „Pancasila-Fußball" usw. Öffentliche Debatten über Pancasila sind jedoch unerwünscht.

- Das *Mufakat*-Prinzip: Einstimmigkeit statt Abstimmung

Die Einzigartigkeit der Pancasila-Demokratie, so wird immer wieder erklärt, liege in der Betonung von *mufakat*, der Beratung statt der Abstimmung. Die Volksvertreter sollen sich bemühen, zu einer Einigung zu kommen. Doch das Prinzip der Beratung tritt heute immer mehr in den Hintergrund. Ein Parlamentsabgeordneter gab zu, daß bei der Verabschiedung des Staatsbudgets das Parlament bisher eigentlich immer nur die von der Regierung vorgelegten Zahlen bestätigt hat. „Ansonsten diskutiert man nicht über Zahlen, sondern über die allgemeine wirtschaftliche Lage". Gesetzesentwürfe würden sogar „fast bis auf Punkt und Komma genau" übernommen. Bei der Präsidentenwahl im MPR gab es immer nur einen einzigen Kandidaten. Die Aufstellung von Gegenkandidaten gilt offiziell als „unethisch". Darüber wird auch nicht diskutiert. Schon die Diskussion über den Vizepräsidenten wird von der Regierung und Golkar abgelehnt: Der Vorschlag zur Wahl des Vizepräsidenten sollte dem Präsidenten selbst überlassen sein.

- „Ziel der allgemeinen Wahlen ist die Gewährleistung der politischen Stabilität"

„Gewährleistung der politischen Stabilität" heißt für viele, daß Golkar die Wahl gewinnen muß. Golkar gilt als Garant der politischen Stabilität und als Legitimation für die Herrschenden. In diesem Sinne war auch zu verstehen, warum das zu kritische Auftreten der kleinen Partei PDI unter Führung von Megawati Sukarnoputri (Tochter des ersten Präsidenten Indonesiens Sukarno) von der Regierung als eine ernsthafte Bedrohung angesehen wurde. Bei der letzten Wahl konnte die PDI vor allem die neuen Wähler gewinnen und ihren Stimmenanteil um mehr als 3 % erhöhen, was einen Zuwachs von mehr als 30 % bedeutete. Vor allem aber profiliert sich die PDI immer mehr als „Oppositionspartei", die politisch professionell agiert. So stellte sie bei der letzten Wahl ein „Schattenkabinett" vor und trat immer wieder mit eigenen wirtschaftspolitischen Konzepten auf, die von einem internen Expertenteam ausgearbeitet wurden. Die Absetzung Megawatis auf Druck der Regierung Mitte letzten Jahres geschah um der „politischen Stabilität" willen. Doch die Folge dieser Aktion war der Ausbruch der schwersten Unruhen in der Haupstadt Jakarta seit 30 Jahren.

- Beteiligung ohne Mitwirkung

„Nicht genug, daß sie Partei ergreift, die Regierung dominiert und monopolisiert die Organisation der Wahlen" sagte Arbi Sanit, ein bekannter Politikwissenschaftler aus der renommierten *Universitas Indonesia* in Jakarta. Der Innenminister ist per Gesetz Leiter der Nationalen Wahlkommission. Er ist für die Planung und Durchführung der Wahlen verantwortlich. Erst seit 1985 duldet man Mitglieder politischer Parteien als Wahlbeobachter in den Wahllokalen und bei der Stimmenauszählung. Da sie aber auf der Kreisebene offiziell keine Vertretungen/Büros einrichten dürfen, haben sie gerade in ländlichen Gebieten Schwierigkeiten, diese Möglichkeit auch zu nutzen. Die politischen Parteien schlagen schon seit langem vor, die Wahl an einem arbeitsfreien Tag stattfinden zu lassen, damit z.B. Beamte, Schüler und Angestellte sich bei der Stimmabgabe „freier" fühlen können. Bisher wurde immer an einem Arbeitstag gewählt, und auch der kommende Wahltag ist kein arbeitsfreier Tag. Der Wahltag wird durch Präsidentenerlaß bestimmt. Kennzeichnend für die Wahlen in Indonesien ist die geringe Mitwirkung der Bevölkerung und der Parteien bei der Planung und Durchführung des Wahlgangs.

- Ein demokratisches Fest mit „unpolitischen" Parteien

Dem Willen der Regierung nach sollte die Bevölkerung nur alle 5 Jahre anläßlich der allgemeinen Wahlen politisch mobilisiert werden. Danach sollte die Tagespolitik möglichst ohne Einmischung der Bevölkerung von den Politikern gestaltet werden. Nach der neuesten Innenministerverordnung Nr.1/1997 müssen Wahlkundgebungen in Hörfunk und Fernsehen vorher aufgezeichnet werden; es gibt keine live-Übertragung. Die Sendungen dürfen nur von der nationalen Fernseh- und Rundfunkanstalt ausgestrahlt werden. Kommerzielle Rundfunksender sind verpflichtet, die Sendungen zu übertragen, dürfen aber kein eigenes Wahlkampfprogramm produzieren. Werbung in den Medien ist als Wahlkampfmittel verboten. Manuskripte, Fahrzeuge etc., die für den Wahlkampf gebraucht werden, sowie alle Redner müssen eine Woche vorher bei der Polizei angemeldet werden. Das Anbringen und Mitführen von Porträts, Bildern oder Plakaten einer Person ist verboten.

- „Wichtig ist nicht das Gesagte, sondern das Gemeinte"

„Dies alles sollte nicht als Zensur mißverstanden werden", sagte der Vorsitzende der Golkar-Fraktion über die neue Wahlkampfregelung. Im Prinzip kann ein Politiker in Indonesien alles sagen und versprechen. Es ist eben nicht wichtig, was gesagt wird, sondern „wie es gemeint ist". In Indonesien ist Rätselraten mittlerweile schon Volkskultur geworden. Deutungen und Interpretationen über das Gesagte füllen täglich die Kolumnen der lokalen Presse. Man hat sich daran gewohnt, nicht hinzuhören, sondern hinter die Worte zu schauen. In einer solchen Situation haben ernstmeinende und um Glaubwürdigkeit bemühte Politiker es schwer, sich Gehör zu verschaffen.

• Die Wahl der Qual

Aufgrund der starken Einmischung der Regierung in politische Organisationen und bei der Durchführung der Wahl gab es Anfang 80er Jahre immer mehr Leute, die zum Wahlboykott aufriefen. Die Bewegung wurde als die „Weißen" (*Golput, golongan putih*) bekannt. Zwar gibt es bisher kein Gesetz, das Nichtwählen verbietet, aber die Regierung setzt die Aufforderung zum Nichtwählen mit Widerstand gegen die Staatsgewalt gleich und droht mit Strafen. Die so oft gepriesene Wahlbeteiligung von über 90% bei allen Wahlen der „Neuen Ordnung" dürfte also wenig über die tatsächliche Stimmung des Volkes aussagen.

Abkürzungen:
Golkar: *Golongan Karya* - Bund der Schaffenden
PPP: *Partai Persatuan Pembangunan* - Vereinigte Entwicklungspartei
PDI: *Partai Demokrasi Indonesia* - Demokratische Partei Indonesiens
MPR: *Majelis Permusyawaratan Rakyat* - Beratender Kongreß des Volkes
DPR: *Dewan Perwakilan Rakyat* - Rat der Volksvertretung

Literatur:
- Budiardjo, Miriam: *Demokrasi di Indonesia*, Gramedia, Jakarta 1994
- Douglas, E. Ramage: *Politics in Indonesia*, Routledge, London-New York, 1995
- Gaffar, Affan: *Javanese Voters*, Gadjah Mada University Press, Yogyakarta, 1992
- Liddle R. William: *Pemilu-Pemilu Orde Baru*, LP3S, Jakarta 1992
- Pasuhuk, Koesoemawiria (Hrsg.): *Traum der Freiheit*, OMIMEE, Köln 1995

Karl Mertes

Indische Winternacht

Am Samstag, den 8. Februar 1997, fand ein bemerkenswertes Ereignis in Den Haag statt: Die zweite sogenannte „Indische (das bedeutet in niederländischen Sprachgebrauch „Indonesische") Winternacht". Ein Kaleidoskop von Dichterlesungen mit Diskussionen, Musikdarbietungen, Filmen, Büchertischen sowie infomellen Gesprächen und Begegnungen wurde im „Theater aan het Spui" veranstaltet.

Nun bietet die holländische Hauptstadt natürlich ein fruchtbares und anregendes Forum für derartige kulturelle Gipfeltreffen. Auch bei uns bekannte Schriftsteller stellten sich und Teile ihrer Werke vor: Sitor Situmorang war da, Rendra und Sitok Srengenge. Diese drei Dichter vertraten sozusagen drei Generationen der neuen indonesischen Literatur.

Sitor - der Senior - geboren 1924 in Harianboho am Tobasee, war in den 40er Jahren als Journalist tätig, bevor er von 1950 bis 1953 nach Holland und Frankreich ging; später war er Parlamentsabgeordneter in Jakarta, wurde 1967 bis 1975 als sogenannter politischer Häftling wegen angeblicher Subversion inhaftiert und zog 1981 wieder nach Holland. Gegenwärtig lebt er in Paris. Der alte Herr las mit leiser, eindringlicher Stimme sechs Gedichte, u.a. 'Stockholm' und '*Gunung Merapi di tanah Karo*'. Zuvor hatte er in einem Podiumsgespräch Hintergründe und Motive seines Schaffens erläutert, einschließlich der politischen Dimension. In Deutsch liegt von ihm übrigens in der vergriffenen Anthologie 'Perlen im Reisfeld' (herausgegeben von Irene Hilgers-Hesse) die Kurzgeschichte 'Als Mutter in den Himmel ging' vor[1] . Mit auf dem Podium saß auch der Javaner Sitok Srengenge, Jahrgang 1965, der von sich sagte, seine Gedichte spüre er in sich, sie seien einfach da, er brauche nirgendwo nach ihnen zu suchen. Auf der Bühne rezitierte Sitok zwei Gedichte, u.a. 'Ahrweiler' - Eindrücke eines Besuchs in der Eifel vor einem Jahr.

Rendra trat schließlich gegen Mitternacht auf: in gewohnter Manier deklamierte er drei Stücke. Als einer der meistdiskutierten zeitgenössischen Schriftsteller, Jahrgang 1935 aus Solo, stieß er auf großes Interesse. '*Ku pangili namamu*', '*Sajak kenalan lamamu*' sowie '*Blues untuk Boni*' wurden dem aufmerksamen Publikum zu Gehör gebracht. Von ihm liegt im Horlemann-Verlag das Gedichtbändchen 'Weltliche Gesänge' vor. Interessant war, daß er einem

[1] Von Sitor Situmorang wurden in KITA die Kurzgeschichte „Heilige Kommunion" (Heft 3/94) sowie das Gedicht „Weimar" (Heft 3/93) veröffentlicht.

anderen jungen Mann noch den Vortritt lies: Radhar Panca Dahama. Auch dieser - wie Sitok - einer der Schüler Rendras aus dem Bengkel Theater, zählt zu den beachteten jungen Dichtern Indonesiens.

Doch auch niederländische SchriftstellerInnen lasen aus ihren Werken: In Deutschland liegen Übersetzungen von Hella S. Haasse's Romanen vor, beispielsweise von 'Der schwarze See' bei Rowohlt (1948 im Original: *Oeroeg*), in dem sie die Freundschaft zweier Jungen zu Ende der holländischen Kolonialzeit schildert[2]. Eine Bildergeschichte für Jugendliche hat Marion Bloem verfaßt: 'Matabia. Das Abenteuer einer langen Nacht' (deutsch im Twenne-Verlag)[3] . Außerdem traten noch Jill Stolk, Hans Vervoort, Mischa de Vreede, Aya Zikken[4] und Adriaan van Dis auf.

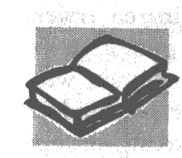
Und während im großen Saal diese Lesungen stattfanden, gab es nebenan Gamelan und Kroncong-Musik live. Das Filmprogramm bot u.a. den klassischen Spielfilm von 1936 'Rubber', die Geschichte einer Plantage in Deli / Nordsumatra (nach dem Roman 'Gummi' von Madelon Lulofs). Selbstverständlich bot ein Buffet mit Spezialgerichten Stärkung für die Besucher dieses abwechslungsreichen Mammutprogramms.

Bis spät in die Nacht gab es reichlich Gelegenheit zum Gedanken- und Erfahrungsaustausch. Das Zusammentreffen von Indonesiern und in Indonesien geborenen Holländern mit anderen Zeitgenossen verkörperte auf eine geradezu aufregende Weise die Vielfalt und den Reichtum, die Gegensätze und die Gemeinsamkeiten so unterschiedlicher Kulturen.

Und im nächsten Jahr geht es weiter: Für den 28. Februar 1998 ist die dritte Indische Winternacht in Den Haag geplant.

---

[2] Vgl. Buchbesprechung in KITA 3/94.
[3] Vgl. Buchbesprechung in KITA 1/96.
[4] Von Aya Zikken ist in KITA der Text „Ternate", ein Auszug aus ihrem Buch „Eilenden van vroeger" (1982), erschienen.



„Geschäfte in Indonesien: Kunci Budaya - Der kulturelle Schlüssel zum Erfolg"

von Thomas Brandt

Der Autor dieses Buches ist Diplomvolkswirt und Leiter der Abteilung Marktforschung in der Deutsch-Indonesischen Industrie- und Handelskammer (EKONID) in Jakarta. In der Werbung wird das Buch wie folgt angekündigt: „Das Managerhandbuch bietet Kulturinformationen und Handlungsanweisungen für Geschäftsleute, die mit Indonesien zu tun haben. In kompakter und übersichtlicher Form wird Praxis Know-how für das Management bereitgestellt; dabei wird konkreter Bezug auf das Tagesgeschäft genommen. Der Indonesienleitfaden erörtert interkulturelle Problemstellungen, darunter - notwendigerweise an erster Stelle - das Verhältnis zwischen der Muttergesellschaft und der Tochterniederlassung in Indonesien".

In Vorbereitung des Buches wurden mehr als 150 Interviewpartner aus verschiedenen Unternehmen und Institutionen befragt, die zusammengefaßten Ergebnisse hiervon werden in den jeweiligen Kapiteln erläutert und durch wörtliche Zitate illustriert.

Der potentielle Leser mag sich zunächst fragen, ob der ambitionierte Anspruch des Buches, der kulturelle Schlüssel zum Erfolg von Geschäften in Indonesien zu sein, auch erfüllt wird. Ich möchte die Antwort schon an dieser Stelle vorweg nehmen und mit einem klaren „Ja" beantworten. Das Handbuch bietet dem Menschen, der mit Einfühlungsvermögen, Sensibilität, Toleranz und Bereitschaft zur Anpassung ein geschäftliches Engagement in Indonesien betreiben möchte, einen wichtigen Schlüssel, um Türen zu öffnen und Vertrauen zu entwickeln. Ein Anderer jedoch, der im tiefen Gefühl von Überlegenheit aus einem „entwickelten Lande kommend sowieso schon immer weiß, wo und wie es lang geht" und der sich durch die Lektüre dieses Buches nicht hat in Frage stellen lassen, wird auch diesen bereitgestellten Schlüssel nicht nutzen können und vor verschlossenen Türen stehen.

Der Autor nähert sich dem sehr komplexen Thema aus einer Reihe von unterschiedlichen Perspektiven und teilt das Buch in insgesamt 6 Hauptkapitel auf.

Im Grundlagenkapitel wird u.a. auf die große Bedeutung des „Faktors Mensch" hingewiesen, nämlich daß soziale und interkulturelle Kompetenz wichtiger sein kann als fachliche Kompetenz. Ohne Landeskenntnisse geht es

dabei nicht! Man kann diese in Rahmen von Vorbereitungsseminaren erwerben, die schon vor der Ausreise besucht werden und dabei grundlegende Sprach- und Kulturkenntnisse vermitteln. Diese „soft skills", sagt Brandt, werden oft belächelt, erwirken aber entscheidende Wettbewerbsvorteile, und er empfiehlt Landeskenntnisse als festen Bestandteil in ein „Marketingkonzept Indonesien" zu integrieren. Menschen, die abwarten und beobachten können, differenziert betrachten, nicht unhöflich vergleichen, werden in der Realität schnell Neues dazulernen - auch wenn der Vergleich, daß die fremde Kultur ein Eisberg ist, dessen größter Teil für den Betrachter unsichtbar unter Wasser ist, für den Neuling noch lange Zeit Gültigkeit behalten wird.

In dem Kapitel über die bedeutendsten ethnischen Gruppen geht Brandt schwerpunktmäßig auf die Javaner ein, da sie, wie wohl keine andere indonesische Gruppe, das Verhalten der Menschen geprägt hat. Die notwendige Relativierung „Den Indonesier und das indonesische Verhalten gibt es nicht" fehlt dabei nicht. Die ca. 110 Millionen Javaner haben ihre Prinzipien zu indonesischen Prinzipien gemacht. Ausführlich wird in diesem Zusammenhang auf Höflichkeit und Etikette, wie Bezeugung von Ehrerbietung, mit dem Ziel eines harmonischen, besinnlichen Umgangs untereinander, eingegangen. Das Harmoniebedürfnis, das konforme Verhalten, das weder Widerspruch noch heftige Diskussionen erlaubt, *rukun*, das Prinzip der Konfliktvermeidung, die Abscheu gegen einen klares „nein", sowie die komplizierten Mechanismen des Gesichtgebens und Gesichtnehmens werden verständlich erläutert.

Bei der Behandlung der Indonesier chinesischer Abstammung (ca. 5 Millionen, rund 4% der Gesamtbevölkerung) wird der Unterschied zwischen den „Western Chinese" und den „Chinese Chinese" deutlich gemacht und die Unterschiede in Bezug zu geschäftsrelevanten Verhaltensweisen aufgezeigt.

Das ausführlichste Kapitel und, wie ich meine, auch das Kernstück des Buches, widmet sich dem soziokulturellen Umfeld in Indonesien. Hier wird auf die Hierarchien und ihre Bedeutung eingegangen sowie die Wichtigkeit von Beziehungen und die Personengebundenheit von Geschäften; das „Gesicht" bzw. der „Gesichtsverlust" und die damit verbundenen fatalen Folgen werden erläutert. Zum Thema Religion erfährt der Leser viele wichtige Hintergrundinformationen, neben dem Islam (ca. 88% der Bevölkerung) werden der Einfluß des Hinduismus, des Buddhismus und des Christentums verdeutlicht. Nicht vergessen wird auch der wichtige Aspekt des *adat*, der Einfluß von Mystik auf Geschäftsentscheidungen, sowie die Rolle des *dukun* im täglichen Leben.

Daß Indonesien keine Männergesellschaft ist und daß Frauen überraschend stark in der Geschäftswelt vertreten sind, wird in einem weiteren Unterkapitel erläutert, ebenso wie die Gastfreundschaft als wichtiger Teil des sozialen Umfeldes. Wegen der starken Personengebundenheit der Geschäftsbeziehungen

spielt sie eine besonders wichtige Rolle. Einladungen, Großzügigkeit und Geschenke und deren Bedeutung werden beschrieben.

Und schließlich darf das indonesische Zeitverständnis bei diesem Kapitel nicht fehlen. Sehr schön werden die verschiedenen Sichtweisen herausgearbeitet. Hier das westliche, quantitative Zeitverständnis, in dem Zeit eine Ware ist, die knapp werden kann und die Geld wird - dort das qualitative indonesische Zeitverständnis, in dem günstige und ungünstige Augenblicke das Leben bestimmen und man im Zweifelsfalle zuerst einmal abwartet. Damit verbunden ist ein eher vages Zeitverständnis und eine unbefangene Einstellung zur Pünktlichkeit. Die sogenannte „Gummizeit" (*jam karet*) dient mit einem freundlichen Lächeln häufig als Erklärung für ein Zuspätkommen. Als Merksatz fügt Brandt hier hinzu: „Lernen Sie zu warten. Trainieren Sie Ihre Geduld! Halten Sie eine Unpünktlichkeit nicht sofort für eine Beleidigung". Im Alltag äußert sich dieses veränderte Zeitverständnis darin, daß Menschen sich deutlich mehr Zeit füreinander nehmen, als wir es gewohnt sind.

Im nächsten Hauptkapitel widmet sich Brandt dem „Innenverhältnis", d.h. der sozialen Situation innerhalb eines Betriebes bzw. einer Organisation. Er geht dabei auf die Themen Arbeitsethik und Arbeitsorganisation, Führungsstil, Motivation und Personal ein. Eine der Schwierigkeiten wird gleich zu Beginn genannt: Betrachtet man ein indonesisches Unternehmen, so gleicht dies in Hinblick auf die beschäftigten Mitarbeiter einem Mikrokosmos mit Menschen verschiedener ethnischer und sozialer Herkunft. Die im folgenden nur kurz genannten Aspekte werden ausführlich und mit den notwendigen Hintergrundinformationen erläutert:

- Der Betrieb ist wie eine erweiterte Familie, jeder weiß alles vom anderen und hat keine Geheimnisse.
- Rege Kommunikation, aber nur mit positiven Nachrichten; keiner kommt und sagt „Ich habe hier ein Problem".
- Entscheidungsfindung ist ein Prozeß und immer ein Kompromiß; auf *musyawarah* (Diskussion und Beratung) folgt *mufakat* (Konsens). Ziel dabei ist, Einstimmigkeit ohne Abstimmung zu erreichen.
- Empfohlener Führungsstil: „Management by feeling", d.h. sorgfältig mit den Mitarbeitern umgehen und ihre Gefühle nicht verletzen.
- Die hierarchische Führungstradition ist nicht partizipativ und kennt keine Delegation, sie steht in der Tradition des „Bapakismus", dem traditionellen indonesischen Führungsstil („Ich bin Ratgeber, Richter und Vater zugleich"). Dabei mischen sich soziale Verantwortung für die Mitarbeiter und deren Familien mit autoritärer Führung.

Die Arbeitsproduktivität in Indonesien wird nahezu ausschließlich vom Grad der Motivation bestimmt, welche vom Management vermittelt wird. Da

der Betrieb als große Familie betrachtet wird, ist es wichtig, eine gute Arbeitsatmosphäre herzustellen. Dies geschieht über regelmäßige Beziehungspflege im Büro, gemeinsame soziale Aktivitäten wie Sport, gemeinsame Mahlzeiten, etc.

Das letzte Kapitel überschreibt der Autor mit „Das Außenverhältnis". Er geht darin auf die Verhandlungen in Indonesien, das indonesische Rechts- und Vertragsrecht und auf den öffentlichen Sektor ein. Wenn berichtet wird, daß in der Vorverhandlungsphase die Bausteine für den späteren Verhandlungserfolg gelegt werden und daß der Preis und der technische Entwicklungsstand eines Produktes nicht notwendigerweise über die Auftragsvergabe entscheidet, sondern daß es oft wichtiger ist, positive und stabile persönliche Beziehungen aufzubauen und zu erhalten, dann schließen sich immer wieder Kreise zu früheren Kapiteln, in denen auf die Wichtigkeit des „Faktors Mensch" verwiesen wurde. Der mit den sogenannten „soft skills" ausgerüstete Firmenrepräsentant wird sich auf eine mehr indirekte Verhandlungsführung einlassen können und - auf Harmonie bestrebt - keine Konflikte zulassen. Er wird tunlichst vermeiden, ein klares „nein" zu äußern und jedes Anzeichen von Ungeduld und Unbeherrschtheit unterdrücken, um nicht als schwach und unerzogen zu gelten. Deadlines sind für ihn ebenso tabu wie Ultimaten und der Gang zum Gericht.

All dies und erheblich mehr wird auf 284 Seiten verständlich, einsichtig und nachvollziehbar beschrieben und begründet. Der aufmerksame Leser, egal ob Mitarbeiter im Auslandseinsatz, Vorstand , Rechnungsprüfer, Kurzzeit- oder Delegationsreisender wird - wenn er sich den Inhalten gegenüber öffnet und bereit ist, sich beeindrucken zu lassen - unschätzbaren Nutzen aus diesem Buch ziehen. Für den „Alten Hasen" und Insider in bezug auf Indonesien ist es eine gelungene Zusammenfassung der Themen, die ihn schon lange beschäftigen und die er kennt, aber bisher nicht so gut strukturiert und griffbereit zum Nachlesen aufbereitet hatte. (*Hanns-Georg Löber*)

„*Nelkenduft in Wolkenkratzern. Deutsche Experten über Indonesien*"

herausgegeben von Berthold Damshäuser und Ulrike Muntenbeck-Tullney

1992 erschien in Indonesien das Buch *Amatan Para Ahli tentang Indonesia*, herausgegeben von Ramadhan K. H. und Berthold Damshäuser. Die Idee zum Buch geht auf den Autor Ramadhan K. H. und seine Frau zurück. Hendra Pasuhuk berichtete in KITA (damals noch DIG-Magazin 2/93) über die Reaktion auf das Buch in Indonesien, speziell in *Pelita* vom 16. 09. 92. Die überarbeitete und veränderte deutsche Fassung mit neuem Titel läßt 11 schon aus dem indonesischen Buch bekannte deutsche Experten von ihren Erfahrungen berichten und ersetzt einige andere durch neue Namen: Dieter Bielenstein, Dieter Mack, Heinz Ocken, Rita Widagdo. Die indonesische Seite nahm das Buch damals sehr interessiert und erfreut auf, wie die Buchbesprechung zeigte. Dagegen läßt sich meine Ambivalenz bis zum Ende des Lesens kaum auflösen.

Die hier in einem Buch versammelte Expertengruppe ist recht heterogen: Journalisten, Theologen, eine Künstlerin, Volks-, Finanz-, Wirtschaftswissenschaftler, Musik-, Sprachwissenschaftler sind vertreten. In ihrem Vorwort faßt Ulrike Muntenbeck-Tullney zusammen, was durchgängig in den Beiträgen zu finden ist: „... die Auseinandersetzung mit der Fragestellung, inwiefern sich Traditionelles, für Indonesien Charakteristisches vereinbaren läßt mit der modernen Entwicklung des Landes und westlichen Einflüssen, die durch Experten aus Europa und Amerika hereingetragen und als Standards gesetzt werden."

Vier Leitfragen sollten die Beiträge strukturieren: Nach dem ersten Kontakt und den ersten Eindrücken, nach Arbeitsbereich und Erfahrungen im Land, nach der Zukunftsprognose für den Arbeitsbereich, nach der Zukunftsprognose für Indonesiens Entwicklung. Bei der Vielfalt der Arbeitsbereiche der Autoren stellt das Buch gewiß ein anregendes Diskussionsforum dar für das zentrale Thema „Traditionelle Kultur - Wirtschaftlich-technischer Fortschritt".

Deutlich der traditionellen Kultur verbunden zeigen sich Rudolf Gramich und Friedrich Seltmann in ihren Beiträgen, stark dem anderen Pol zugeneigt der Aufsatz von Fritz Kleinsteuber. Am ehesten spüren wir bei Dieter Mack Kretekduft und indonesisches Lachen; er läßt in seinem Aufsatz am deutlichsten von allen etwas von der Fremdheit und Einsamkeit eines Westlers in Indonesien durchscheinen, der zudem ausgeliefert wird an das eigene Vorurteil, daß man in Indonesien nie allein sein könne. Nur einer aus der Expertenrunde,

Dieter Bielenstein, läßt in einem seiner 'Streiflichter' einmal anklingen, daß ein Experte auch beschämt sein kann. Der Aufsatz von Rudolf von Sandersleben, eines Bankers und früheren Präsidenten der DIG Hamburg, ist sehr anregend ob seiner Klarheit der sachlichen Aussagen und seines Engagements, da er seine Angst vor dem fremden Land und seine Liebe zu Indonesien, die das Dasein im Land lange überdauerte, so unmittelbar mitteilen kann bis hin zu den letzten Sätzen: „Ich bin nicht nach Indonesien gekommen, um irgendetwas auf den Kopf zu stellen. Eher schmunzelnd nehme ich zur Kenntnis, daß vielleicht ein deutscher Kaufmann fast 460 Jahre vor mir bereits seine Liebe zu Indonesien entdeckt hat. Mit Balthasar Sprengler verbindet mich ansonsten nur, daß auch er von einer deutschen Firma zuerst nach Indonesien geschickt wurde, und zwar von dem Handelshaus Anton Welser in Augsburg."

Diese Aufsätze sind ein Buch wert. Bei anderen Aufsätzen mögen die Indonesienfahrer nicken: 'Ach ja, ja, so ging es mir auch' und sich neu mit den Deutschen vereinen, die vom gleichen 'Schicksal' erzählen. Doch ich mag dem Buch Unrecht tun, denn es läßt deutsche Experten in Indonesien zu Wort kommen, die vielfach eher unfreiwillig dorthin kamen und nicht mit dem Ziel, mehr von Indonesien zu verstehen. Eine Reihe von Aufsätzen wie der von Heinz Okken gibt viele Sachinformationen, die nicht jeder Indonesienfahrer mit 'Ach ja' quittieren kann, die vielmehr allen, die geschäftlich nach Indonesien reisen und dort einige Zeit leben, sowie auch Studenten ganz neue Einblicke geben können. Leider wie angeklebt wirkt am Ende der Beitrag der einzigen Frau in dieser Expertenrunde. Zudem ist die Bildhauerin Rita Widagdo seit fast 20 Jahren indonesische Staatsbürgerin - wie auch Franz Magnis-Suseno SJ.

Und doch: Eher als über ihre Vorteile zu sprechen, nehmen die deutschen Experten ihre Zuflucht zu den Hindernissen der Bürokratie, und wie sie sie besiegt haben; eher zu den erholsamen Ferien im weiten Raum jenseits der Wolkenkratzer, wo 'die lieben Dörfler' im ganzen Jahr kaum den Tagessatz eines Experten verdienen. Dort ist der Nelkenduft sehr intensiv, da die Nelken zum Trocknen überall ausgebreitet liegen, und die Armut auch. Andererseits: nicht nur in Indonesien sterben Menschen auf der Straße, weil niemand hilft, das gibt es auch täglich in Deutschland. *(Helga Blazy)*

„Nelkenduft in Wolkenkratzern. Deutsche Experten über Indonesien" herausgegeben von Berthold Damshäuser und Ulrike Tullney. Katalis Verlag Jakarta, 1996. ISBN 979-8060-49-0
Das Buch ist in Deutschland zu beziehen über Ulrike Muntenbeck-Tullney, Beisenstr. 53, 45894 Gelsenkirchen.



Deutschland und Europa



Neuer indonesischer Generalkonsul in Hamburg

Als Nachfolger des im November 1996 nach Indonesien zurückgekehrten Generalkonsuls Drs. Eduard Simandjuntak ist Herr Ir. Arnold Pandegirot MBA mit seiner Familie am 8. Januar in Hamburg eingetroffen. Die offizielle Amtsübergabe an Herrn Generalkonsul Arnold Pandegirot fand am 13. Januar im Indonesischen Generalkonsulat in der Bebelallee statt. Herr Pandegirot ist 52 Jahre alt und kommt aus Palopo in Süd-Sulawesi. Er ist glücklich mit Frau Roosje Roeroe verheiratet und hat vier Kinder, einen Sohn und drei Töchter. Obwohl er aus der Wirtschaft kommt und nicht die diplomatische Laufbahn einschlagen wollte, ging er von 1991 bis Ende 1995 als Wirtschaftsattaché an die Botschaft seines Landes in den Philippinen. Bevor Herr Arnold Pandegirot als Generalkonsul für Hamburg, Schleswig-Holstein und Niedersachsen berufen wurde, war er als Leiter für Wirtschaftsangelegenheiten in Manado in Nord-Sulawesi tätig. Das Indonesische Generalkonsulat in Hamburg besteht seit 1957. Herr Arnold Pandegirot ist der 12. Generalkonsul in Hamburg.

Klöckner baut Zellstoffanlage in Indonesien

Die Klöckner Industrie-Anlagen GmbH (INA) in Duisburg hat einen Großauftrag zum Bau einer Zellstoffanlage in Indonesien erhalten. Die schlüsselfertige Anlage soll für rund 1,3 Milliarden DM gemeinsam von Klöckner INA und seiner kanadischen Tochtergesellschaft KSH sowie drei finnischen und einer schwedischen Firma errichtet werden, berichtete die Konzernmutter Nukem GmbH (Alzenau) in einer Mitteilung. In der neuen Anlage sollen jährlich 450.000 Tonnen chlorfreier Zellstoff für die Papierherstellung produziert werden können. *(dpa 21.03.97)*

Porsche will Carrera in Indonesien montieren lassen

„Wir wollen dort ein Joint-Venture mit dem Fahrzeughersteller Indomobil eingehen", teilte ein Sprecher der Dr.ing.h.c. F.Porsche AG in Stuttgart mit. Eine entsprechende Absichtserklärung liege bereits vor. „Wir sind zuversichtlich, daß mit der Montage bereits 1998 begonnen werden kann", sagte der Porsche-Sprecher. Vorgesehen sei, in Indonesien zunächst jährlich bis zu 100

Exemplare des 911er Carrera zu montieren. (*Reuter 20.03.97*)

Degussa verstärkt Marktpräsenz in Südostasien

Die Degussa AG, Frankfurt, gründet zum 1. April 1997 zusätzlich zu ihren seit Jahren tätigen Vertriebsgesellschaften in Fernost weitere Gesellschaften in Thailand, Malaysia, Singapur, Vietnam und auf den Philippinen. Die Vertriebsstrukturen in Indonesien werden zum 1. Juni 1997 ebenfalls neu geregelt, heißt es in einer Mitteilung des Unternehmens. Die unter dem Namen JJ-Degussa operierenden neuen Vertriebsgesellschaften sollen als (50/50) Joint-Ventures gemeinsam mit Jebsen & Jessen (SEA) Pte Ltd, Singapur, betrieben und von Singapur aus gesteuert werden. Mit Singapur als Zentrale und Logistikzentrum für die Region wird JJ-Degussa rund 200 Mitarbeiter beschäftigen. (*Reuter 21.03.97*)

Mordverdacht im Stricher-Milieu

Nach der Ermordung eines Hotelportiers in Hannover hat die Polizei einen 21jährigen Mann verhaftet. Er stehe im dringenden Verdacht, den 42 Jahre alten Nachtportier des vor allem von Homosexuellen genutzten Stundenhotels mit einer Peitsche erdrosselt zu haben, teilte ein Polizeisprecher mit. Der aus der Türkei stammende Deutsche sei am Freitag gefaßt worden. Er bestreite die Vorwürfe. Zwei Hotelgäste hatten die Leiche des aus Indonesien stammenden Opfers gefunden. Um seinen Hals war eine etwa 40 Zentimeter lange Peitsche gewickelt. Die Leiche wies schwere Kopfverletzungen auf. Aus der Hotelkasse fehlten die Einnahmen von mindestens zwei Tagen. Der Verdächtige hatte zeitweise in dem Hotel gelebt. Bei seiner Festnahme trug er neue Kleidung. (*dpa 16.03.97*)

„Passauer Beiträge zur Südostasienforschung"

Im Wintersemester 96/97 werden am Lehrstuhl für Südostasienkunde in Passau in eigener Regie die ersten Bände einer seit längerer Zeit vorbereiteten Publikationsreihe „Passauer Beiträge zur Südostasienforschung" publiziert. U.a. handelt es sich dabei um die überarbeitete Magister-Arbeit von Christiane Staabs: „Balinesische Dorforganisationen und ihre Bewertung in der Literatur". In dieser Reihe werden auch in Zukunft ausgewählte Diplom- und Magisterarbeiten von Passauer Studenten erscheinen, die Themen von allgemeinem Interesse diskutieren, über die in Deutschland bisher noch wenig geforscht worden ist. (*SOA-Report Passau, 4.11.96*)

Neues Programm beim Abera-Verlag

Der Hamburger Abera-Verlag hat sich zum Ziel gesetzt, zusammen mit seinen asiatisch-pazifischen Partnerverlagen diesen geographischen Raum auf literarischem Wege seinem Leserkreis zugänglich zu machen. 1995 startete der Verlag mit mehreren wissenschaftlichen Reihen, historischen Reiseberichten und Erzählungen, seit Beginn dieses Jahres vertreibt Abera u.a. auch Veröffentlichungen von Periplus Editions (Reiseführer, Landkarten, Kochbücher, Bildbände, Sprachlehrbücher und andere Titel zur Kultur Ost- und Südostasiens in englischer Sprache). Der Verlagskatalog ist erhältlich bei: Abera-Verlag, Oelkersallee 11 b, 22769 Hamburg.

Geo-Antiquariat Aust

In Kürze erscheint Katalog 23 „Geographie, Reisen, Völkerkunde". Zu beziehen über: Geo-Antiquariat Aust, Bergstr. 10a, 82269 Geltendorf, Tel. (0 81 93) 81 00 oder Antiquariat Dietmar Brezina, Theresienstr. 51, 80333 München, Tel./Fax (0 89) 52 53 22

Indonesien



Mit Ajis Geburt wuchs Indonesiens Bevölkerung auf 200 Millionen

Wahyu Nusantara Aji ist der Zweihundertmillionste Bürger Indonesiens. Er kam nach Angaben des Bevölkerungsministeriums am 4. Februar als eines von insgesamt 8.778 Babies auf die Welt. Sein Name wurde von Präsident Suharto ausgewählt. In Indonesien leben nach China, Indien und den USA die meisten Menschen. Die zukünftige Bevölkerungsentwicklung Indonesiens hängt ganz entscheidend davon ab, wie schnell die Geburtenrate zurückgeht. Daß hierbei auch Zahlen hinter dem Komma von größter Bedeutung sind, zeigt eine Studie des Instituts für Bevölkerungsforschung und Sozialpolitik der Universität Bielefeld. Dank der erfolgreichen Familienplanungs- und Bevölkerungspolitik der indonesischen Regierung nahm die Geburtenrate von 1965-70 bis 1990-95 von 5,6 auf 2,9 Lebendgeborene pro Frau ab. Trotzdem verringerte sich die absolute Geburtenzahl in diesem Zeitraum nur von 4,8 Millionen auf 4,7 Millionen pro Jahr, weil sich die absolute Zahl der potentiellen Mütter in diesem Zeitraum infolge der jungen Altersstruktur stark erhöhte. Bei einem sehr raschen Rückgang der Geburtenrate auf das heutige Niveau in Westeuropa wird die Bevölkerungszahl zur Jahrtausendwende 247 Millionen Einwohner betragen. Bei einem langsameren Rückgang auf ein Niveau von 2,1 Kindern pro Frau werden es 315 Millionen sein und bei einem Rückgang auf ein Niveau von 2,5 Kindern ergeben sich 437 Millionen. Bliebe die Zahl der Kinder pro Frau auf dem heutigen Niveau konstant, betrüge die Bevölkerungszahl am Ende des 21. Jahrhunderts sogar 542 Millionen. (Nähere Informationen: Prof. Dr. Herwig Birg, Institut für Bevölke-

rungsforschung und Sozialpolitik, Universität Bielefeld, Postfach 100131, 33501 Bielefeld, Tel. (05 21) 106 - 51 61, Fax (05 21) 106 - 60 09; E-mail: herwig.birg@post.uni-bielefeld.de) (*dpa und Uni Bielefeld*)

Regierung warnt ausländische Wahlbeobachter

Die Regierung in Indonesien hat ausländische Wahlbeobachter davor gewarnt, den Verlauf der Parlamantswahlen am 29. Mai genauer unter die Lupe zu nehmen. Generalstaatsanwalt Singgih sagte, Ausländer könnten den Verlauf der Wahl beobachten, „aber sie dürfen nichts überprüfen, untersuchen oder jemanden befragen". Singgih präzisierte damit die Stellungnahme von Innenminister Yogi S. Memet, der Ausländer ausdrücklich zur Beobachtung der Parlamentswahlen eingeladen hatte. In der Vergangenheit hatten Oppositionsgruppen immer wieder Unregelmäßigkeiten beklagt. Die Regierung hat für den Wahlkampf strikte Regeln festgelegt, wonach Broschüren und Material der Zensur unterliegen und niemand in der Wahlkampagne die Regierung kritisieren darf. Wegen Aufrufs zum Wahlboykott waren mehrere Oppositionspolitiker verhaftet worden. 120 Millionen Indonesier sind zur Neuwahl von 425 Abgeordneten aufgerufen. Die restlichen 75 Sitze werden an Vertreter der Streitkräfte vergeben. Präsidentschaftswahlen finden erst 1998 statt. Präsident Suharto, der bereits sechs Amtszeiten regiert, hat über eine neue Kandidatur noch nicht entschieden. (*dpa 18.03.97*)

Erdbeben erschüttert Jakarta

Die indonesische Hauptstadt ist am Montag, dem 17.03, von dem schwersten Erdbeben erschüttert worden, das je in Jakarta gemessen wurde. Der Erdstoß dauerte 30 Sekunden und maß nach Angaben des indonesischen Instituts für Meteorologie und Geophysik eine Stärke von 6 auf der Richterskala. Die Einwohner der Zehn-Millionen-Stadt kamen mit dem Schrecken davon. „Es war ein Gefühl, wie wenn man auf einem Baumwipfel sitzt, der im Wind hin- und herschwankt", erzählte der örtliche Manager einer französischen Bank, die im 25. Stock eines Bürohochhauses ihre Niederlassung hat. Das Beben löste im Geschäftsviertel von Jakarta Panik aus. Menschen verließen ihre Büros und rannten auf die Straßen. Berichte über Verletzte oder Sachschäden gab es aber nicht. Eine Stunde nach dem Erdstoß gingen heftige Regenfälle auf Jakarta nieder. Auf der japanischen Insel Hokkaido wurde am Montag ein Erdbeben der Stärke 5,1 verzeichnet, das ebenfalls offenbar keinen Schaden anrichtete. „Dies ist das größte Beben, das je Jakarta erschütterte", sagte einer der Leiter des Instituts für Meteorologie und Geophysik, Taufik Rivai. Das Epizentrum lag den Experten zufolge 33 Kilometer unter dem Meeresboden, 300 Kilometer südwestlich der Hauptstadt. Auf den zu Indonesien gehörenden Inseln gibt es häufig Erdbeben. Am 12. Dezember 1992 wurden bei einem Beben der Stärke 6,8 auf der indonesischen Insel Flores mehr als 2000 Menschen getötet. (*afp 17.03.97*)

Indonesien legt Atompläne auf Eis

Indonesien hat seine Pläne zum Bau von Atomkraftwerken für die nächsten 25 Jahre auf Eis gelegt. Ein Sprecher des Ministeriums für Forschung und Technologie begründete die Entscheidung mit dem Fund von riesigen Öl- und Erdgasvorkommen. Damit seien die Energiereserven Indonesiens bis zum Jahr 2030 gesichert, sagte Johannes Subagio. Der bis vor kurzem geäußerte Plan der Regierung, bis zum Jahr 2003 ein Atomkraftwerk zu bauen, sei mindestens bis 2020 nicht mehr relevant, hieß es in Jakarta weiter. Das Erdgasvorkommen vor der Küste der Natuna-Inseln, rund 1.100 Kilometer nördlich von Jakarta im südchinesischen Meer gelegen, ist eines der größten weltweit. Noch im Februar hatte das indonesische Parlament ein Gesetz verabschiedet, das den Bau von Atomkraftwerken ermöglichen sollte. (*ap 14.03.97*)

Atomwaffenfreie Zone in Südostasien

Mit der Ratifizierung durch das indonesische Parlament ist der Vertrag über eine atomwaffenfreie Zone in Südostasien in Kraft getreten. Indonesien ist nach Brunei, Kambodscha, Laos, Malaysia, Birma und Vietnam das siebte Land, das den 1995 geschlossenen Vertrag ratifiziert, der damit gültig wird. Thailand, die Philippinen und Singapur haben das Abkommen noch nicht im Parlament verabschiedet. Der Vertrag sieht vor, daß die Unterzeichner weder gegeneinander nukleare Angriffe führen noch Atomwaffen besitzen oder Tests ausführen dürfen. (*dpa 12.03.97*)

Indonesien dreht den Hahn für Alkohol langsam zu

Indonesien, das bevölkerungsreichste muslimische Land der Erde, will den Hahn für den öffentlichen Ausschank und Verkauf alkoholischer Getränke langsam zudrehen. Das Innenministerium in Jakarta bereite eine Verbotsvorschrift für Getränke mit mehr als fünf Prozent Alkohol in öffentlichen Einrichtungen vor, sagte ein Sprecher. Staatspräsident Suharto hatte am 31. Januar einen entsprechenden Erlaß herausgegeben. Dem war eine lange Diskussion in muslimischen Kreisen über das Trinken und den Verkauf nicht nur importierter, sondern auch reichlich in Indonesien erzeugter alkoholischer Getränke vorausgegangen. Von den 200 Millionen Indonesiern sind fast 90 Prozent Muslime, denen ihr Glaube den Genuß von Alkohol verbietet. (*dpa*)

Militär pocht auf politische Rolle

Das Militär in Indonesien hat zwei Monate vor den Parlamentswahlen klargestellt, daß es sich entschieden allen Versuchen zur Demokratisierung widersetzt und seine politische Schlüsselrolle beibehalten will. Der Oberbefehlshaber der Streitkräfte,

General Feisal Tanjung, sagte nach Berichten vom Mittwoch: „Wir wollen die Grundlagen des Staates nicht verändern und ausländische Systeme übernehmen, die völlig anders sind." Die Äußerung wurde von politischen Beobachtern als deutliche Warnung an die Opposition gewertet, vor dem Hintergrund wachsender sozialer Spannungen in Indonesien politische Reformen durchsetzen zu wollen. Drei führende Oppositionspolitiker waren am 5. März unter dem Vorwurf der Subversion verhaftet worden. Nach indonesischem Recht droht ihnen die Todesstrafe. (*dpa 12.03.97*)

Ecstasy-Schmuggel künftig unter Todesstrafe

Das Schmuggeln der Droge Ecstasy kann in Indonesien künftig mit dem Tode bestraft werden. Ein entsprechendes Gesetz verabschiedete das indonesische Parlament. Konsumenten, Hersteller und Dealer von psychotropen Drogen erwarten demnach in Zukunft hohe Geldstrafen oder lange Haftstrafen zwischen 5 und 15 Jahren. Am härtesten sollen Mitglieder von Dealerbanden des Organisierten Verbrechens bestraft werden, die mit Geldstrafen von bis zu 750 Millionen Rupiah, lebenslanger Haft oder der Todesstrafe rechnen müssen. Das Gesetz umfasst neben Ecstasy auch andere Drogen wie Amphetamine, Barbiturate und Valium. Es tritt in Kraft, wenn Präsident Suharto es unterzeichnet. Nach Angaben des Gesundheitsministers Sujudi beschlagnahmten die Behörden 1996 mehr als 300.000 Ecstasy-Pillen und 444 Gramm Puder der Substanz. (*afp 28.01.97*)

Der Maler Raden Saleh: Wanderer zwischen zwei Welten

Der aus Semarang (Zentral-Java) stammende Maler Raden Saleh (1811 - 1880) verbrachte gegen Mitte des vergangenen Jahrhunderts einen wichtigen Abschnitt seines Lebens in Deutschland. Grund genug für das Goethe-Institut Bandung, sich dieser interessanten Persönlichkeit anzunehmen: im Dezember 1995 wurde dort ein Seminar über Raden Saleh veranstaltet, und bei dieser Gelegenheit wiederum wurde ein „Raden Saleh Dokumentations-Zentrum" gegründet. Geplant ist, bis zum Jahr 2000 Dokumente und Informationen über den Maler zu sammeln, um dann mit einer Ausstellung das Lebenswerk von Raden Saleh zu würdigen; die Ausstellung soll in Dresden, eventuell in den Niederlanden, und dann in Bandung und Jakarta gezeigt werden. Das Dokumentations-Zentrum gibt auch ein „Raden Saleh Bulletin" in englischer Sprache heraus, dessen erste Ausgabe jetzt vorliegt. Sie enthält Beiträge von Saini K.M., Jim Supangkat, Werner Kraus und Koesnadi Hardjasoemantri, herausgegeben von Peter Sternagel und Mahmud Buchari. Das Bulletin ist zum Preis von US$ 8 erhältlich beim „Raden Saleh Documentation Centre", Jl. Martadinata 48, Bandung 40115 (Tel. 0062 - 22 - 43 64 40, Fax 0062 - 22 - 420 40 41).

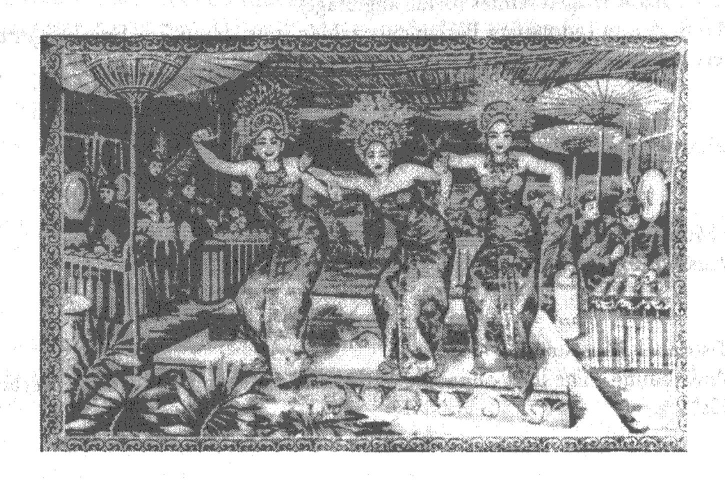
Indonesien gegen UNO-Büro

Die indonesische Regierung weigert sich, ein Büro der Menschenrechtskommission der Vereinten Nationen im Land zuzulassen. Die Zeitung *Republika* zitierte einen führenden Politiker des Landes mit den Worten, das Vorhaben würde eine unrechtmäßige Einmischung in die inneren Angelegenheiten des Landes darstellen. Die UNO-Menschenrechtskommission hatte im September vergangenen Jahres Verhandlungen über die Einrichtung eines Beobachterbüros in Indonesien angekündigt. Die UNO hatte mehrfach Menschenrechtsverletzungen vor allem in Ost-Timor kritisiert. Indonesien hatte die frühere portugiesische Kolonie 1976 annektiert. (*Reuter 10.03.97*)

///

Indonesische Raritäten aus Privatbesitz zu verkaufen

Herr Harald G. Glante (Ernst-Bergeest-Weg 79 c, 21077 Hamburg-Harburg, Tel. abends: 040 - 760 11 06, Tel. tagsüber: 040 - 765 77 84) möchte einige indonesische Raritäten verkaufen. Es handelt sich um drei Buchbände aus der Gemäldesammlung von Präsident Sukarno aus dem Jahr 1964 („*Paintings and Statues from the Collection of President Sukarno of the Republik of Indonesia*"; je Band: DM 150,-) sowie um drei Wandteppiche: zwei fein gestickte chinesische Wandteppiche, über 100 Jahre alt, Abmessungen je Teppich 300 x 65 cm, Verhandlungsbasis pro Teppich: DM 1.500,- und ein Teppich mit balinesischem Tanzmotiv (siehe Abbildung), 180 - 120 cm, Verhandlungsbasis: DM 1.200. Für weitere Fragen steht Herr Glante gern zur Verfügung.





Terminkalender

Veranstaltungen in Deutschland:

17.04.97: Köln, 18.00 Uhr
Rautenstrauch-Joest-Museum für Völkerkunde, Ubierring 45
Eröffnung der Ausstellung „Kunst-Stücke aus Indonesien" mit Gemälden indonesischer Maler/innen zum Thema „Arbeitswelt";
Dauer der Ausstellung: bis 19.10.97

06.05.97: Köln, 19.00 Uhr
Galerie Smend, Mainzer Str. 31
Eröffnung der Ausstellung „Ikat-Gewebe der Ibadan aus Kalimantan (Borneo)", Sammlung Heribert Amman; Dauer der Ausstellung: bis 31.05.97

14.05.97: Köln, 19.30 Uhr
Restaurant *A la Nyonya*, Ubierring 24; Eingang Alteburger Straße; Tel. 310 16 14)
Jahresessen der DIG Köln; pro Person wird für das Buffet ein Beitrag von DM 30,- erhoben. Anmeldungen bis zum 2. Mai bei Mo Arsad, Tel. 0221 - 12 13 12

13.06.97: Köln, 20.00 Uhr
Carl-Duisberg-Centren, Weyerstraße, Barbarossaplatz; Eingang auf der „Insel" gegenüber Supermarkt Unkelbach
„Indonesien nach der Wahl" Podiumsdiskussion mit Vertretern der Indonesischen Botschaft und des Auswärtigen Amtes (beide angefragt).
Am 29. Mai finden in Indonesien Parlamentswahlen statt, deren Ergebnis vorgestellt und erörtert werden soll.

Veranstaltungen im Ausland:

Delft
Indonesie Museum Nusantara, St. Agathaplein 1
Ständige Ausstellung „Empire of Treasures Nusantara"

Utrecht
Moluks Historisch Museum
Ständige Ausstellung „The lives of people of the Moluccas who came to the Netherlands in the 1950s"

Jakarta
Galeri Kafe, Cemara 6, Jakarta Pusat
Ständige Ausstellung „Paintings by more than 40 Indonesian painters"

01.01.97 - 31.12.97: Warschau
Nusantara Gallery of the Asia and Pacific Museum, Warsaw
Ausstellung „The theatre in Southeast Asia"

17.04.97: Amsterdam
Tropenmuseum, Linnaeusstraat 2, NL 1092 CK Amsterdam
Aufführung „*Topeng Pajegan*. Performance of Balinese mask dance"

15.05.97 - 19.10.97: Amsterdam
Tropenmuseum, Linnaeusstraat 2, NL 1092 CK Amsterdam
Ausstellung „About birds, Gods and ghosts"

09.05.97 - 11.05.97: Amsterdam
ESSJN 10th Annual Workshop, CASA Amsterdam
„Consumption and Lifestyles. Java in the 1950s and 1960s"

29.05.97 - 01.06.97: Leiden
IISG/IIAS, NL 2300 RA Leiden
Tagung „Venue in Asia. Changing Labour Relations in Southeast Asia"

16.06.97 - 19.06.97: Pekanbaru
Universitas Riau, Pekanbaru, Indonesia
Tagung „The Third ASEAN Inter-Universitary Seminar on Social Development"

18.06.97 - 20.06.97: Leiden
Faculty of Social and Behavioral Science, University of Leiden, NL 2300 RB Leiden
Tagung „Transformation of Houses and Settlements in Western Indonesia: changing values and meanings of built forms in history and in the process of modernization"

07.07.97 - 12.07.97: Budapest
Tagung „The 35th International Congress of Asian and North African Studies ICANAS: Oriental Studies in the 20th Century: State of the Art"

11.08.97 - 13.08.97: Singapur
National University of Singapore
Tagung „Women in the Asia-Pacific Region: persons, powers and politics"

13.10.97 - 17.10.97: Leiden
ISIR, Nonnensteeg 1-3, NL 2311 VJ Leiden
First International Interdisciplinary Conference „Perspectives on the Bird's Head of Irian Jaya, Indonesia"

Indonesisch für uns

Farben und Muster

weiß	-	*putih*
schwarz	-	*hitam*
grau	-	*abu-abu*
rot	-	*merah*
rosa	-	*merah muda, merah jambu*
blau	-	*biru*
hellblau	-	*biru muda*
dunkelblau	-	*biru tua*
gelb	-	*kuning*
orange	-	*oranye*
braun	-	*coklat*
beige	-	*kuning kecoklatan*
grün	-	*hijau*
violett	-	*ungu*
türkis	-	*biru kehijau-hijauan*
bunt/farbig	-	*berwarna*
uni	-	*polos*
gemustert	-	*bercorak*
kariert	-	*berkotak-kotak*
geblümt	-	*berbunga*
gestreift	-	*bergaris-garis*
gepunktet	-	*berbintik-bintik*

IM NÄCHSTEN KITA 2/97





Titel
kita = indonesisch „wir", das Gegenüber miteinbeziehend

Herausgeber
Deutsch-Indonesische Gesellschaft e.V. Köln

Redaktion
Helga Blazy
Hiltrud Cordes
Hendra Pasuhuk

Redaktionsanschrift
KITA
c/o Helga Blazy
Hermann-Pflaume-Str. 39
Telefon 0221/497 11 91
Fax 0221/497 36 25

Einsendung von Beiträgen
Beiträge bitte an die Redaktionsanschrift. Texte möglichst auf Diskette, unformatiert, Fußnoten am Textende

Erscheinungstermine
April, August, Dezember

Redaktionsschluß
jeweils zum 15. des Vormonats

Bezugsbedingungen
KITA erscheint mit drei Ausgaben im Jahr. Das Jahresabonnement kostet DM 30,- inkl. Versand. Einzelhefte DM 10,- inkl. Versand

Anzeigen
Preisliste auf Anfrage

Titelbild
Totenfeier im Torajaland
Photo @Hans Budzyn

ISSN 0948 - 3314

